Zeitschrift: Vox Romanica

Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum

Band: 8 (1945-1946)

Buchbesprechung: Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE INHALT SOMMARIO

P. Scheuermeier, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz* (W. Egloff), p. 235. – *Mélanges de linguistique romane offerts à M. Jean Haust* (C. Th. Gossen), p. 242. – H. Lössi, *Der Sprichwortschatz des Engadins mit Einschluß der Sprichwörter des Münstertales sowie der in diesen beiden Talschaften gebräuchlichen Landwirtschafts- und Wetterregeln* (S. Singer), p. 251. – K. Rohner, *Beschreibende Phonetik der Mundart von Cachopo (Östliches Algarve)* (W. Paulyn), p. 254. – C. Th. Gossen, *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters (auf Grund der Urkunden)* (L. Remacle), p. 267.

Paul Scheuermeier: *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz, mit 427 Holzschnitten und Zeichnungen von Paul Boesch und 331 Photographien*, herausgegeben vom Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1943, 317 p.

Wie schon im Einführungsband[1] zum Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz (*AIS*) bestimmt war, erschien nach Abschluß des Kartenwerkes der Illustrationsband unter obigem Titel. Allerdings war ein Anfang und erster Versuch zu dieser Veröffentlichung vom Verfasser bereits 1934 unternommen worden, indem Scheuermeier damals in einer Studie eine Übersicht über die Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien gab[2]. Es handelte sich dabei um die Darstellung der Gefäße, die auf dem ganzen vom *AIS* erforschten Gebiet für einen bestimmten Zweck verwendet werden. Mit großem Interesse las man hierauf die grundsätzlichen Äuße-

---

[1] K. Jaberg und J. Jud, *Der Sprachatlas als Forschungsinstrument*, Niemeyer, Halle 1928, p. 15.

[2] P. Scheuermeier, *Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien*, in *Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern*, Francke, Bern 1934.

rungen des Verfassers über das Problem der Sachforschung überhaupt in seinem Aufsatz: Methoden der Sachforschung[1], wo er zum erstenmal versuchte, nicht eine Sache, sondern einen Arbeitsvorgang, das Dengeln und Dreschen, auf dem gesamten italienischen Gebiet darzustellen. Endgültig und vollständig wurde die Öffentlichkeit über die Gestaltung des zukünftigen Illustrationsbandes unterrichtet durch den Beitrag Scheuermeiers in der Festschrift Jaberg[2], wo er einen gesamten Zweig des italienischen Ackerbaus, die Ölgewinnung, zur Darstellung brachte. Dieser letzte Artikel hatte bereits soweit definitive Gestalt erhalten, daß er ohne wesentliche Änderungen im Illustrationsband abgedruckt werden konnte.

Und doch wird der Leser des nun vorliegenden ersten Teiles des Illustrationsbandes immer wieder den Aufbau des Werkes bewundern. Mag es dem Kenner verhältnismäßig leicht fallen, die bäuerlichen Arbeiten eines einzelnen Ortes für den Fremden darzustellen, so war im Illustrationsband vor allem die Gesamtschau, der Überblick über das ganze Untersuchungsgebiet festzuhalten. Es erwies sich deshalb als notwendig, jedes Arbeitsgebiet, ja vielfach einen einzelnen Arbeitsvorgang in seine Teile zu zerlegen und für jede dieser Teilhandlungen die Übersicht über den italienisch-rätischen Sprachraum zu bieten. Es sei vorweggenommen, daß diese Darstellung einer fortschreitenden Handlung in ihrer flächenartigen Ausdehnung einen durchwegs klaren und übersichtlichen Eindruck hinterläßt. Wir informieren uns in gleich einfacher Weise über einen bestimmten Arbeitsvorgang in ganz Italien, z. B. über das Melken, das Mähen, das Pflügen, wie wir auch einen ganzen Beschäftigungszweig des Bauern, sei es nun Weinbau, Getreidebau oder Käseherstellung, für eine bestimmte Gegend unschwer herausschälen.

Im folgenden möchte ich nun auf einige Einzelheiten eingehen. Es fällt auf, daß Scheuermeier in Italien nur eine einmalige Schafschur (p. 7), in den Alpen im Herbst und im übrigen Italien im Frühjahr gefunden hat. Dabei wissen wir, daß in dem allerdings deutschsprachigen Rheinwald die Schafe im Frühling und im Herbst geschoren werden[3]. Den gleichen Sachverhalt stellt Sonder im unterengadinischen Schleins fest[4]. Auch im deutschen und im

---

[1] *VRom. 1* (1936), 334 ss.

[2] *Donum natalicium Carolo Jaberg*, messori indefesso sexagenario, *RH 4*, 1 ss. cf. dazu *VRom. 4*, 136.

[3] Ch. Lorez, *Bauernarbeit im Rheinwald*, Bd. 25 der Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1943, p. 197.

[4] A. Sonder, *Das ländliche Leben der Unterengadiner Gemeinde Tschlin (Schleins) im Spiegel seiner Sprache. SchwA V 40*, 171.

französischen Wallis wird in der Regel zweimal geschoren, im Frühjahr und im Herbst.[1] Offenbar ist das zweimalige Scheren nur in den Randgebieten des italienischen Sprachraumes üblich und wohl nur vereinzelt.

Das nur in Sulzberg und Nonsberg angetroffene Kastenbutterfaß, das in einem Holzgestell hin- und hergestoßen wird, (p. 31 s. Fig. 78) scheint mir unmittelbar auf einem noch primitiveren Verfahren aufzubauen. Fahrholz berichtet uns aus den Hochpyrenäen[2], daß das Museum von Lourdes noch Tierschläuche aufbewahrt, die mit Rahm gefüllt von zwei Männern hin- und hergeschüttelt wurden, bis sich die Butter im Sacke bildete. Vielleicht darf man das altertümliche Gerät von Sulzberg als Umgestaltung des Tierschlauches in Holz auffassen. Des Gewichtes wegen mußte der Kasten in einem Holzgestell aufgehängt werden. Dieses Kastenbutterfaß wäre somit als Beweis dafür anzusprechen, daß wohl auch in den Alpen einmal nur durch Schütteln in Tierschläuchen Butter hergestellt wurde.

Wenn man die verschiedenen Sensentypen auf p. 55 betrachtet, fällt einem gleich auf, daß der Stiel dieses Gerätes so vielerlei Formen und vor allem so verschiedene Dimensionen aufweist. Die Sense, als Gerät für eine typisch zweihändige Arbeitsweise, sollte doch allerorts mehr oder weniger gleich lange Stiele haben. Die überaus kurzen Stiele müssen ein Spezialgerät darstellen oder eine spezielle Arbeitsweise voraussetzen. Genaues Studium der ausgezeichneten Photographien und des beschreibenden Textes bringen uns auch wirklich die gewünschte Aufklärung. Die einzigen Gegenden, in denen uns Scheuermeier diesen bis 60 cm kürzeren Stiel nachweist — die Normallänge des Sensenstieles beträgt ca. 170 cm. — sind Ligurien und ein Ort am Südfuß der Alpen, Borgomanero. In Borgomanero wird aber dieses Gerät nur zum Schneiden von Heidekraut verwendet, offenbar um das bessere Gerät für das Gras zu schonen. Für das Heidekraut eignet sich wohl auch das kurzstielige Werkzeug mit seiner kürzern Klinge besser. Auch wird das Heidekraut an den weniger gepflegten Berglehnen wachsen. In Ligurien wird das Gerät vollends nur für eigentliches Bergheu verwendet, denn im Dorfe Cicagna dürften kaum ebene Wiesen vorhanden sein. Nach Ausweis der Karte 1416 haben wir in der ganzen Umgebung von Cicagna Terrassenbau und nach der Karte Heutraggeräte Nr. 1414 wird in dieser Gegend das Heu überall

---

[1] A. Bodmer, *Spinnen und Weben im französischen und deutschen Wallis, RH 16*, 3.

[2] G. Fahrholz, *Wohnen und Wirtschaft im Bergland der obern Ariège, VKR 9* (1934), 114.

nach Hause getragen, wie in den eigentlichen Gebirgsgegenden, offenbar weil die Geländeformation einen Karrentransport verunmöglicht. Die Photographie Nr. 58 zeigt nun im Gegensatz zu Nr. 60, daß das Sensenblatt nicht flach auf den Boden zu liegen kommt bei der Arbeit, sondern daß die Schneide sich eher vom Boden abhebt. Nur eine zum Boden flachliegende Sense verbürgt einen saubern und gleichmäßigen Schnitt. Da die Gestaltung der Sense und die Bodenformation in einem engen Zusammenhang stehen, liegt die Vermutung nahe, die Photographie Nr. 58 habe nicht im eigentlichen Heugebiet aufgenommen werden können, ein Nachteil, der sich immer und immer wieder zeigen wird bei kurzen Aufnahmen: Zeit und Jahreszeit erlauben es jeweilen dem Exploratoren nicht, jeden einzelnen Arbeitsvorgang am eigentlichen Arbeitsplatz festzuhalten. Aus eigenen Aufnahmen im Alpengebiet weiß ich nun, daß im Gebirge, vor allem beim Wildheuen, der Mäher hangwärts steht und das Gras von unten nach oben schneidet. Eine solche Arbeitsweise bedingt ohne weiteres einen viel kürzeren Sensenstiel. Mit einem derartigen Spezialgerät dürften wir es auch bei der ligurischen Sense zu tun haben. Die Bemerkung, die einhändige Sense werde für Wildheu verwendet, scheint diese Ansicht noch zu stützen.

Die vielen Formtypen von Hacke und Karst[1] sind weiter nicht auffällig. Ganz natürlich werden die Geräte den Kulturen und dem Boden angepaßt. Weicher oder sandiger Boden erlaubt die Verwendung eines breitschneidigen Instrumentes, der Hacke; in steinigem, hartem Boden wird man eher dem spitzen Gerät, dem Karst, der leichter in den Boden eindringt, den Vorzug geben. Die gleiche Beobachtung macht Scheuermeier in bezug auf die Spatenformen: breite Formen in den leichter zu bearbeitenden Äckern der Tiefebene, spitze Formen in den steinigen Äckern der Apenninen und des Voralpengebietes.

Bei den Hacken glaube ich einen Zusammenhang feststellen zu können zwischen Stiellänge und Stellung des Blattes zum Stiel. Je kürzer der Stiel, in um so spitzerem Winkel steht das Blatt, was mit einer mehr oder weniger gebückten Haltung des Arbeitenden zusammenhängt. Sehr interessant ist die Feststellung Scheuermeiers, daß in den ausgesprochenen Weingebieten Liguriens und der Toscana der Karst für die Bearbeitung der Weinberge auftritt. Ich habe die gleiche Konstatierung für Frankreich machen können. Je mehr und je intensiver Weinbau getrieben wird, um so mehr tritt der Karst an die Stelle der Hacke. Aber noch weiter stimmen

[1] Ich bezeichne, wie der Verfasser, mit Karst ein Zinken-Gerät, mit Hacke das flache, schaufelähnliche Gerät.

die Beobachtungen überein. Der Stiel des Karstes ist in den Weingegenden im allgemeinen kurz. Der Weinberg wird in gebückter Stellung bearbeitet. Der kurze Stiel erlaubt einen kräftigen, gutgezielten Schlag, der notwendig ist, um die feste Erde, die nie ein Pflug durchzieht, aufzureißen und der dennoch verhütet, daß die Pflanze verletzt wird.

Die überreiche Fülle an Pflugtypen erklärt sich nur durch ein Zusammenwirken von ganz verschiedenen Tendenzen. Natürlich haben wir auch hier wieder den Einfluß der Bodenbeschaffenheit zu berücksichtigen. Da wir es aber mit einer eigentlichen Maschine zu tun haben, macht sich am Pflug, viel stärker als bei den einfachen Werkzeugen, der Einfluß der Technik geltend. Gebiete mit Großackerbau haben den Pflug vervollkommnet und ganz aus Eisen gebaut. Von solchen Zentren strahlt dann die modernisierende Tendenz auf Nachbargebiete aus. Ein ausgeprägter Konservativismus, der hartnäckig an überlieferten Arbeitsweisen und Geräten festhält, steht aber, in weit stärkerem Maße als in Frankreich, in eigentümlichem Gegensatz zu allen neuzeitlichen Tendenzen. So zieht der alte römische Pflug, wie wir ihn von römischen Vasenbildern her kennen, heute noch die Furchen unmittelbar vor den Toren der Weltstadt Rom in Palestrina. Auch gibt es Gegenden, vor allem Gebirgstäler oder Terrassenkulturen, wo der Pflug bis heute den Karst nicht vertreiben konnte. Diese einander entgegenwirkenden Faktoren, Bodenbeschaffenheit, Modernisierung und Konservativismus haben eine Vielheit von Pflugtypen im Gefolge, die Scheuermeier meisterhaft in verschiedene Haupt- und Nebenformen zu klassifizieren versteht.

Ganz ähnlich steht es mit dem Dreschen. Während in Süditalien noch fast durchwegs nach alter Art das Getreide gedroschen wird, haben die oberitalienischen Dreschmethoden dank dem Großanbau ein sehr einheitliches modernisiertes Gepräge bekommen. Die elektrisch oder mit Dampf betriebenen Dreschmaschinen, die das Dreschen und Reinigen des Kornes auf einmal besorgen, haben die ältern Arbeitsweisen verdrängt. Kaum daß wir noch in verlorenen Dörfchen am Apennin Reste der alten Drescharbeit treffen. Dank der Findigkeit Scheuermeiers, der überall den alten Geräten nachfragte, dieselben aus Dachböden und Scheunenwinkeln hervorzog, beschrieb, photographierte oder zeichnen ließ, war es möglich, auch für Oberitalien eine gewisse geographische Aufteilung der Dreschverfahren aufzuzeigen.

Gerade heute, wo der Krieg, vieles zerstörend und vernichtend, Italien in seiner ganzen Länge durchzogen hat, wird man den Herausgebern des italienischen Sprachatlanten, sowie dem Verfasser des Illustrationsbandes doppelten Dank wissen, das große Inventar

der ländlichen Sachkultur angelegt zu haben. Viele Dinge sind bereits vor dem Kriege außer Gebrauch gekommen und verschwunden. Ich möchte hier nur ein Gerät erwähnen. Scheuermeier konnte im Bergamaskischen noch die Milchabrechnung mittels Tesseln feststellen. Wenn wir an die Verhältnisse in den Schweizeralpen denken, wo der ein- bis zweimalige Milchmeßtag auf der Alp längst der Vergangenheit angehört, wo man nur mit Mühe noch eine alte Tessel, die bereits fast überall dem blauen Schulheft gewichen ist, findet, weil der Bund für die Ausrichtung der Prämien genaue Angaben über die erzeugte Milch verlangt, so kann man sich denken, daß wohl auch in Italien bald der Bleistift dem Messer, mit dem man die Zahlen in die Tessel eingrub, die Arbeit abnehmen wird.

Nach dem Krieg, wo wahrscheinlich auch in Italien überall die Werkzeuge fehlen werden, wird wohl eine Flut von Fabrikerzeugnissen das Land überschwemmen. Der einheimische Dorfschmied wird außer Stande sein, innert nützlicher Frist die nötigen Hacken und Spaten herzustellen. Der allgemeine Mangel und die Notwendigkeit, die Bodenerzeugnisse um jeden Preis zu fördern, wird vielleicht den Staat veranlassen, große Mengen von Werkzeugen auf das Land zu schicken. Vielleicht wird auch die Maschine in vermehrtem Maße die Handarbeit verdrängen. Mit der sachlichen Mannigfaltigkeit, wie wir sie noch im Illustrationsband feststellen dürfen, wird es für immer fertig sein.

Denken wir auch an die herrlichen, dokumentarischen Photographien der Holzräder an den Ufern der Etsch (Nr. 138 und 139), die schon vor dem Kriege dem modernen Zuge weichen mußten. Noch ist es nicht möglich vorauszusagen, wieviele solcher Bilder unwiederbringlich verlorener und verschwundener Geräte der Band in etwa fünf bis zehn Jahren enthalten wird. Wieviele Bauten, die unter den Bomben und Granaten zusammenbrachen, werden in einem modernen Zweckstil neu erstehen!

Lobend sei auch die sorgfältige Drucklegung erwähnt. Nur wenige Druckversehen sind zu berichtigen oder Fehlendes zu ergänzen: Seite 25 Zeile 2 sollte wohl nicht auf Photographie Nr. 50 verwiesen werden, die keinen irdenen Melktopf aufweist, sondern auf Photographie Nr. 51.

Seite 52: Sicher wäre der Leser dankbar gewesen für eine Photographie, die die eigentümlichen Heusträhnen, wie sie in Campanien und Calabrien verfertigt werden, zeigt, entweder in ihrem fertigen Zustand oder noch lieber bei der Herstellung. Seite 65: Um die Saumkörbe oder Tragwiegen für den Heutransport zu illustrieren, hätte bereits hier auf Photographie Nr. 190 verwiesen werden können.

Seite 97: Zur Beschreibung des symmetrischen Doppelsterzpfluges der Ostalpen gehört wohl die Zeichnung Nr. 265. Obwohl die Figur unmittelbar nach dem Text steht, wäre der Leser dennoch dankbar um den Hinweis, um absolut sicher zu gehen. Nebenbei sei bemerkt, daß die Figur Nr. 265 die einzige Figur oder Photographie des ganzen Bandes ist, auf die im Text nicht ausdrücklich verwiesen wird.

Seite 118, Mitte: unter m) fiel ein Teil des Verbums aus. Der Satz sollte wohl lauten: Häufig in Oberitalien, weniger be-l e g t für Mittelitalien...

Seite 177: 3. Carmignano ist Punkt 522[1], nicht 552.

Diese wenigen und nebensächlichen Bemerkungen mögen ein indirekter Beweis sein für die vorbildliche Arbeit und die große Sorgfalt des Verfassers.

Zum Schluß sei mir noch ein Wort der Anerkennung an den Illustrator des Bandes erlaubt. Paul Bösch hat von den fünf Reisen, die er mit dem Exploratoren nach Italien unternahm, eine Fülle von Zeichnungen mitgebracht, von denen nur ein kleiner Teil als Auswahl im Illustrationsband verwertet werden konnte. Aber alle diese Zeichnungen zeigen dieselben Merkmale: gewissenhafte Objektivität gepaart mit größter Anschaulichkeit. Gewiß ist es für den Künstler eine entsagende Aufgabe, immer nur der wissenschaftlichen Genauigkeit dienen zu müssen und nie die Gelegenheit zu haben, dem Ideal der schönen Illustration nachgeben zu dürfen. Daß Bösch der gestellten Aufgabe in vollem Umfange gerecht geworden ist, zeigen, um nur wenige Beispiele zu nennen, die Bindungen der Dreschflegel (Fig. 300a–l). Jedes einzelne Bild spricht für sich und ist ohne Kommentar klar. Dann betrachte man die komplizierten Gebilde der Öl- und Weinpressen (Fig. 376–378 und 416–421), wo ebenfalls jede Figur den Arbeitsgang ohne weiteres ableiten läßt. Große Anschaulichkeit, die mit der Photographie nie zu erreichen gewesen wäre, weisen sodann die Darstellungen der Bewässerungsanlagen (Fig. 202 und 203), sowie der hölzernen Schöpfräder in Pescarolo (Fig. 211a, b, c, 212, 213) auf. Nur ausnahmsweise durfte auch der Künstler zum Worte kommen, nämlich wenn es sich darum handelte, eine Schlußvignette für ein Kapitel zu schaffen. Bei solchen Bildchen wie Fig. 399 oder 427, auch bei der Vignette auf Seite 194 zeigt Bösch, daß er nicht nur ein ausgezeichneter Zeichner, sondern ein ebenso gediegener Künstler ist.

Schon im Jahre 1905 regte Hugo Schuchardt an, unübersehbare Einzelleistungen auf dem Gebiet der Sachforschung durch plastische Übersichten über ganze Gebiete zu ersetzen. Nur dadurch könne die Sehnsucht nach fernen Zielen befriedigt werden; die Einzeldarstellung vermöge wohl ein Stück des Weges zu übersehen,

ihr Blick reiche aber nicht über die nächste Biegung des Weges hinaus (*ZRPh. 29*, 622). Es gereicht der Romanistik zur Ehre, als erster Zweig der Wissenschaft auf dem Kontinent eine Darstellung von Sachen und Wörtern über ganze Kulturlandschaften versucht zu haben. Fritz Krüger wählte das Gebiet der Pyrenäen, eine klimatisch und sachlich einheitliche Region, zum Gegenstand seines Versuches. Von diesem zentralen Gebiet aus läßt er seinen Blick über andere Gebiete der Romania schweifen und sucht durch steten Vergleich sein Untersuchungsgebiet sachlich und etymologisch ganz zu durchdringen. Scheuermeier beschränkt sich auf eine rein deskriptive Darstellung seines bedeutend größern und vielseitigeren Untersuchungsgebietes, wobei er aber immer die Sprachkarte des Atlasses im Hintergrund weiß. Beide Werke erfüllen so die Forderung nach Synthese, wie sie dem Altmeister der Wort- und Sachforschung vorschwebte.

St. Gallen. *W. Egloff.*

★

Mélanges de linguistique romane offerts à M. Jean Haust. H. Vaillant-Carmanne, Liège, 1939, 440 p.

Dem Zeitgeschehen mag ein Teil der Schuld zugeschrieben werden, wenn die Besprechung der *Mélanges*, die dem Lütticher Meister von seinen Freunden und Schülern anläßlich seines Eintrittes in den Ruhestand zugedacht wurden, erst heute erscheint. Der stattliche Band beginnt mit einer Bibliographie des wallonischen Philologen von 1890 bis 1939. Sie zeugt von seiner unerhörten Arbeitskraft und Vielseitigkeit, wenn sie auch nur mittelbar und teilweise von seinem Lebenswerk Kunde gibt, das seiner Veröffentlichung harrt: dem wallonischen Sprachatlas.

Die dreißig Beiträge sind alphabetisch nach dem Namen ihrer Verfasser geordnet und das ist bedauerlich. Es wäre glücklicher gewesen, sie sachlich zu gruppieren, wodurch dem Buche eine größere Folgerichtigkeit und ein abgerundeter Aufbau verliehen worden wären, während es in der vorliegenden Form etwas unzusammenhängend erscheint. Wir werden daher versuchen, die Besprechung gruppenweise vorzunehmen und lediglich diejenigen Beiträge einer eingehenderen Betrachtung unterziehen, die durch ihren Inhalt dazu Anlaß geben.

An sachkundlichen Studien ist vor allem die umfangreiche und gründliche Arbeit von Elisée Legros, *Le joug et la charrue en Ardenne liégeoise*, p. 249–280, zu nennen. Sie stellt einen weiteren Beitrag zur Untersuchung über die Terminologie des Joches innerhalb

der Galloromania dar[1]. Auffallend ist die Latinität der Terminologie sowohl des Joches wie des Pfluges, wenn auch im wall. Namen dieses letzteren *èrére* < ARATRUM nur dem Namen aber nicht der Sache nach ein römisches Gerät vorliegt. Die germ. Lehnwörter machen einen verschwindend kleinen Prozentsatz aus. — WILLY BAL, *Sur le vocabulaire du jeu de balle dans l'ouest-wallon*, p. 21–29, stellt anhand der wenig erforschten aber interessanten Terminologie des Ballspiels fest, daß dieses pikardisch-hennegauischen Ursprungs sein muß und vom Hennegau aus ins Gebiet von Brabant und Namur vorgedrungen ist.

Ortsnamenstudien: JULES HERBILLON, *La Vita Sancti Evermari et la Toponymie*, p. 225–232, untersucht die *ON* der Gegend des südlich von Tongern, also im wall.-fläm. Grenzgebiet gelegenen Russon, Wallfahrtsort des hl. Evermarus. — AUGUSTE VINCENT, *Les noms de lieux de la Belgique dans les langues étrangères*, p. 405–412, stellt die span., ital., engl. und deutschen Belege verschiedener belgischer Städtenamen zusammen. — Endlich liefert A. CARNOY, *Le problème des Wavre*, p. 71–75, einen Beitrag zu einer vielumstrittenen toponomastischen Frage. Er geht von der Ansicht aus, daß es «phénomènes d'action réciproques» gebe: «les contaminations qui ont embrouillé les relations entre éléments germaniques et prégermaniques». Nach Carnoy wäre in den Wavre-Namen eine Kontamination des kelt. *vo-bero* und des germ. *wabra* zu sehen.

Onomastische Arbeiten: JOSEPH BASTIN, *En marge de l'anthroponymie malmédienne*, p. 43–53, und CHARLES BRUNEAU, *Les sobriquets modernes dans le village wallon de Chooz*, p. 55–69. Beide Autoren befassen sich mit der Frage nach der Herkunft der Spitznamen, ersterer aus der Gegend von Malmédy-Stavelot, letzterer aus dem südlich Givet gelegenen Dörfchen Chooz. Die übrigens sehr alte Mode, Spitznamen zu geben, ist in ganz Nordfrankreich verbreitet. Untersuchungen wie die vorliegenden sind für die onomastische Forschung von beträchtlichem Wert.

Phonetik und Morphologie: Zunächst zwei Arbeiten über drei typische wall.-pikard. Vokalentwicklungen: lat. ā [> *-ei-*, Reduktion von älterem *ie* zu *i* und lat. ĕ] > *-ie-*. ALBERT HENRY, *Notes pour*

---

[1] Cf. E. SCHÜLE, *La terminologie du joug dans une région du Plateau central*. Mélanges Duraffour, *RH 14*, Zürich-Paris 1939, p. 178 bis 193; W. MORGELI, *Die Terminologie des Joches und seiner Teile*, *RH 13*, Zürich-Paris 1940; P. GARDETTE, *Vieilles choses et vieux mots du pays forézien. Le joug et ses accessoires*. Mélanges offerts au Cte de Neufbourg. Feurs 1942, p. 75–109.

la phonétique de l'ancien liégeois, p. 215–24, und OMER JODOGNE, *Notes sur la diphtongaison de l'e ouvert entravé en wallon liégeois*, p. 233–38. Henry's Studie, die auf einem Text von Jean de Stavelot (1388?–1449) fußt, ist eine praktische Anwendung der Theorie von Salverda de Grave über die doppelte Betonung der Diphthonge. Wir gehen mit ihm einig, wenn er die bisher gemachte Scheidung -A > *-ei*, -ATR > *-er* als zu radikal verwirft. Nach Jodogne ist die Entwicklung ĕ] > *-ie-* auf die frühe Reduktion der nachfolgenden Konsonantengruppen zurückzuführen. — NOEL DUPIRE, *L'n mouillé en ancien picard*, p. 127–38, stellt das Vorhandensein von Doppelformen vom etymologischen Typus *linge–ligne* und vom analogischen Typus *congiel–cogniel* im apikard. fest. A. Långfors hat Dupire's Ausführungen einer kritischen Beleuchtung unterzogen, so daß wir uns hier mit diesem Hinweis begnügen können[1]. — J. J. SALVERDA DE GRAVE, *Un livre des droits de Verdun du moyen âge*, p. 375–83. Diese Gesetzessammlung des im 13. und 14. Jh. in Verdun geltenden Landrechtes soll demnächst vom Verfasser und E. M. Meyers herausgegeben werden. Salverda de Grave gibt hier gewissermaßen eine Einleitung über die paläographisch-diplomatischen und die sprachlichen Verhältnisse des Textes. Letztere entsprechen im wesentlichen dem bekannten alothr. Laut- und Formenstand. — Einen gewichtigen Beitrag zur Kenntnis der nordfr. Dialekte leistet ANTONIN DURAFFOUR, *La reviviscence des atones dans le Nord du domaine gallo-roman*, p. 139–57. Er geht von seinem schon früher formulierten Satze aus: «Il en résulte entre deux voyelles qui, de part et d'autre d'une syllabe intonée ou faiblement accentuée pourraient sembler de poids égal, une rupture d'équilibre en faveur de la première: dans les cas moyens la préaccentuée est conservée, la postaccentuée subit des altérations rapides», und untersucht in diesem Zusammenhang die Verlegung des Wortakzentes auf die unbetonte Endsilbe in den nordpikard. und wall. Mundarten, wo die weibliche Mehrzahlendung eines Adjektivs vor einem Substantiv mit konsonantischem Anlaut *-é* wird, z. B. liég. *dès bèlès feumes*. Diese Erscheinung ist sehr alt und bereits im Mittelalter — graphisch umschrieben — belegt. Sie kommt heute in folgenden Gebieten vor: im eigentlichen wall. Sprachgebiet, im belgischen und französischen Hennegau, Artois und weiter nach Süden bis in die Gegend von Amiens[2]. Eine ähnliche Erscheinung liegt in der pikard. Form der

---

[1] Cf. *R 66*, 269–270, in der Besprechung der *Mélanges* Haust durch MARIO ROQUES.

[2] Mons, Valenciennes, Lille, Tourcoing, Gondecourt; fügen wir auch Douai hinzu: *chés bellés robes, deux bonnés viellés filles*, u. a. m., aus L. DECHRISTÉ, *Souv'nirs d'un homme d' Douai*, Douai 1863;

6. Person auf *-t*, *-té* vor, z. B. *i tapt*, *i tapt-é fōr*, die schon im 15. Jh. (Jean de Haynin) belegt ist[1]. Ein Vergleich mit den franko-prov. Entwicklungen führt Duraffour zur Erkenntnis «que les parlers français du Nord gallo-roman ont bâti sur le même fonds commun que ceux du français du Sud-Est, dénommé franco-provençal». — ALBERT DAUZAT, *Un cas de désarroi morphologique: l'infinitif avér (avoir) dans le Massif Central*, p. 83–95, führt uns anhand des in den Mundarten des Zentralmassivs isolierten Infinitivs *avér* — die Infinitive auf *-ér* sind in die Kategorie derer auf *-re* übergegangen — ein prächtiges Beispiel an Wortpathologie- und Therapie vor Augen. Durch Deglutination des anlautenden *a-* und Fall des auslautenden *-r* schrumpft dieser Infinitiv auf *vé* zusammen. Um diese verstümmelte Form zu stützen, griffen die Mundarten zu verschiedenen Mitteln, so daß teilweise recht absonderliche Formen entstanden. Diese sind einerseits ein Beweis für die außerordentliche Vitalität der südfr. Dialekte, andererseits «une preuve de la décomposition sans cesse croissante du 'provençal' (au sens large), qui s'éloigne de plus en plus d'une unité linguistique impossible à recréer».

Lexikologie und Etymologie: MARIO ROQUES, *Compléments aux dictionnaires de l'ancien français*, p. 347–54, AN – AW[2]. — E. RENARD, *Expressions tautologiques dans l'ancien wallon*, p. 329–46, die Texten des 13. bis 18. Jh. entnommen sind, bringt eine lange Reihe von Tautologien, in denen das wall. das fr. Wort erklärt oder umgekehrt, zwei wall. Synonyma nebeneinander stehen oder endlich dem Wort eine kurze Erklärung beigefügt ist. Viele dieser Tautologien, besonders die mittelalterlichen, sind wohl weniger auf das Bedürfnis des Schreibers nach Klarheit als auf einen Hang zu kanzlistischer Rhetorik zurückzuführen. Denken wir auch daran, daß solche Tautologien schon in der lat. Urkundensprache auftreten, z. B. 1201: ut hec donatio mea in posterum *firma et stabilis* permaneat, 1219: quod terram dictam *libere et franque* possiderent, 1228: in manus nostras *reportaverunt et werpiverunt*, 1247: sex raseriatas *sesiri et in manu nostra capi* fecissemus. — P. BARBIER, *Etymologie et historique de quelques mots français*, p. 31–42, führt, nach einer ausführlichen Darstellung der semantischen Verhältnisse von *barbe*, *bouquet*, *bouquin*, *biche* und *bisse*, fr. *barbouquet* auf lat.

Saint-Pol, Démuin; cf. auch Amiens: *ché môvèzé diri*, *ché bouinné plach*, aus EDOUARD PARIS, *Le Saint Evangile selon St. Matthieu en patois amiénois*, Londres 1863.

[1] Wir haben in einer Douaiser Urkunde des Jahres 1425 die Form: «les eschevins *doibvete* faire» gefunden.

[2] Cf. auch *Mélanges Duraffour*, p. 1–9; *VRom. 6*, 159.

BARBA + *bouquet* 'bouc' zurück und weist daraufhin, daß in fr. *barbiche* BARBA + *biche* 'chèvre' vorliegen kann. — J. JUD, *Deux notes étymologiques*, p. 239–48, untersucht die Ergebnisse des im 8. Jh. belegten LADASCA 'Zecke', das in den franz. Mundarten phonetische und volksetymologische Veränderungen erfahren hat. Aus diesen Darlegungen geht die Lehre hervor, daß Etymologien nicht kurzsichtig auf regionalen Formen fußend aufgestellt werden dürfen. Wie ein zunächst schematisches Etymon *REFIDU, *RIFIDU im Lateinischen zu situieren ist und wie fürs Italienische eine analogische Substantivierung dieses Adjektives anzunehmen ist, zeigt die meisterhafte Darstellung der Herkunft von valais. *refyo* 'retors du fil' und ital. *refe*. — LOUIS MICHEL, «*Saligot*» *nom commun, dans un texte liégeois du XIVe siècle*, p. 281–88, widerlegt die bisherige Ansicht, *saligot-saligaud* sei erst im 17. Jh. belegt (Cotgrave 1611 im Sinne von 'lourdaud'), durch ein Zitat aus Jean d'Outremeuse (1338–1400): «Regnoit cis rois Hunus, li felon *saligos*», also als Epitheton für einen Heidenkönig. Horning hatte schon *Saligot* als Eigennamen heidnischer Könige in mittelalterlichen Texten festgestellt. Eine Erweiterung des erst im 16. Jh. belegten *salaud*, wie sie z. B. Gamillscheg annahm, dürfte demnach in *saligaud* nicht vorliegen. Nach Michel handelt es sich hier um einen Eigennamen, der über einen Gattungsnamen zum Appellativum geworden ist. Über die Erklärung des Namens spricht sich der Verfasser nicht abschließend aus. Er weist darauf hin, daß ein Einfluß von *salir*, *sale* möglich ist und daß im selben Texte zweimal *gos* als Schimpfwort belegt ist. Liegt in diesem Worte *go* 'Hund' oder *got* (*goth*) vor? Endlich kommt *Saligos* noch heute in der Provinz Hennegau als Eigenname vor. Es fehlt uns hier der Raum, um auf dieses Problem näher einzutreten. Wir möchten aber auf eine frappante Parallelerscheinung hinweisen. Nach Meyer-Lübke und von Wartburg geht wall. *baligand* 'Taugenichts' auf den Namen des im Rolandslied und in *Galien le restoré* vorkommenden Sarazenenkönig Baligant zurück, was allerdings von Haust bezweifelt wird[1]. Welches nun auch die Herkunft von *saligot* und

[1] Cf. *REW* 901a; *FEW* p. 215 mit der Bemerkung « hierher wohl auch mit Suffixtausch mfr. *baligault* 'badaud'; dagegen *Dict. liég.*, p. 28: «On a voulu y voir le souvenir de Baligant, nom d'un roi sarrasin dans la Chanson de Roland. Mais il convient de comparer l'afr. *warigaux* 'vagabonds', mfr. *baligaut* 'lourdaud', picard *varigot* 'inconstant', meusien *baricot* 'maquignon'.» Cf. ferner GODEFROY I, p. 564: *baligaut* 'lourdaud, fanfaron, stupide' (Cotgrave), VIII, p. 149: *varigal* 'vagabond' belegt als *varigaux* (1460, Amiens); CORBLET (Picard), p. 585: *varigot* 'inconstant, changeant'; HÉCART

baligand sein mag, die in der Fußnote angeführten Formen deuten darauf hin, daß in der Bildung dieser Wörter eine analoge Erscheinung vorliegt. Wenn man also in *saligot* nicht einfach *sale* + *go* sehen will, so wäre zunächst die Geschichte des Suffixes *-igot*, *-igaud* zu untersuchen[1]. — Die folgenden sechs Forscher befassen sich mit dem Anteil der germ. Dialekte alter und neuer Zeit am Wallonischen. E. GAMILLSCHEG, *Autour des mots wallons d'origine germanique*, p. 159–81, bespricht in einem ansehnlichen Artikel die wall. Lehnwörter aus der ripuarisch-fränkischen Rechtssprache, so aliég. *afforat* 'serment accusatoire' < FORAITH, *stut'* 'bail, terme' < *STUDI, *beû* 'collusion, dol, convention secrète pour tromper' < *BAUSI. Gamillscheg zeigt, daß es neben der offiziellen Rechtsprechung der Lex Salica eine lokale Rechtsprechung ripuarischer Herkunft gab, insbesondere im Gebiet von Lüttich, der Provinz Luxemburg und Nordlothringen. Am Lautstand einer Reihe von germ. Lehnwörtern gelingt es ihm, diese Entlehnungen zeitlich zu bestimmen. — R. VERDEYEN, *De neppe à nozé et nifeter*, p. 395–404, geht vom wall. *neppe* 'Schnepfe' < ahd. SNEPFA aus und erklärt anhand von Parallelbeispielen den Fall des anlautenden *s-*, ebenso im liég. *nozé*, *-êye* 'mignon, gentil, gracieux', das er dem niederl. *snoezig* nähert und liég. *nifeter* 'schnüffeln'. — J. WARLAND, *A propos du français grimper et du wallon griper*, p. 413–20, führt dieses Wort auf fränk. *KRIMPAN 's'accrocher, se contracter, se rétrécir, se froncer' zurück. — W. VON WARTBURG, *Problèmes relatifs aux mots romans d'origine germanique*, p. 421–27. Afr. *homlon*, fr. *houblon:* Er scheidet diese beiden Wörter in zwei verschiedene Familien, einerseits afr. *homlon* < fränk. HUMILO, andererseits das aus dem mniederl. entlehnte awall. *hoppe*, aliég. *hobilhon*, welches die afr. Form im 15. Jh. zu konkurrenzieren begann. Fr. *randonnée*, liég. *randî:* Entgegen der bisherigen semantisch schwierigen Etymologie führt der Verfasser diese Wörter auf afr. *randir* 'courir impétueusement', aus dem Verbalsubstantiv von *rinnen*, *rennen* entstanden, zurück. Endlich untersucht v. Wartburg acht fr. Vogelnamen, die nach Gamillscheg germ. Herkunft sein sollen, von denen aber nur vier seiner Kritik standhalten. — J. GESSLER, *Notes de lexicologie comparée (lim-*

(Rouchi), p. 48: *baligant* 'lourdaut'. « Nous avons dans ce pays une famille de ce nom »; LEGRAND (Lille), p. 37: *balou* 'bêta'; VERMESSE (Flandre), p. 56: *balou-se* 'niais, crédule'; HAIGNERÉ (Boulonnais), p. 50: *balaud* 'folâtre, écervelé'; usw.

[1] Cf. fr. *boire à tire-larigot*, wozu zuletzt *ZFSL 58*, 37; cf. auch HAIGNERÉ, p. 85: *valigot* 'ravin creusé par des eaux torrentielles'; man vergleiche auch liég. *rigomê* (*Dict. Liég.*, p. 548) 'conte ridicule, sans suite ni fin' als Erweiterung von *rimê*.

bourgeoise et liégeoise), p. 183–207, legt die Wechselbeziehungen zwischen Lütticher und Limburger Dialekt anhand der beiderseitigen Lehnwörter dar. — L. Grootaers, *A propos des noms wallons du 'fruit tapé'*, p. 209–13. Auch dieser Forscher beweist, daß die wall. Bezeichnungen für die Dörrfrucht (*kitsch, kètsch, katsch*) dem Deutschen durch Vermittlung des Limburgischen entlehnt worden sind.

Über das Verhältnis von regionaler Schriftsprache zu gesprochenem Dialekt liegen drei Arbeiten vor: Marius Valkhoff, *Individualité et interdépendance des vieux dialectes français*, p. 385–94; Louis Remacle, *La langue écrite à Stavelot vers 1400*, p. 311–28; Maurice Piron, *Formation de la langue littéraire des écrivains liégeois*, p. 289 bis 310. Wir wollen im folgenden versuchen, kurz die z. T. widersprechenden Prämissen und Schlüsse der beiden ersten Studien darzulegen und dazu Stellung zu nehmen. Sowohl Valkhoff wie Remacle gehen vom Satz Jules Feller's aus, daß die Schreiber und Schriftsteller des Mittelalters sich eines wallonisierten Französischs bedienten, d. h. daß sie französisch zu schreiben beabsichtigten und sich das Wallonische nur zufällig ihrem schriftlichen Ausdruck beimischte. Valkhoff nennt diese Auffassung «une sorte d'illusion d'optique»[1]. Daß die sprachlichen Züge der mittelalterlichen regionalen Schriftsprachen in den modernen Dialekten weiterleben, beweist ihre Individualität. Was die graphische Unstetigkeit der mittelalterlichen Dokumente betrifft, so erklärt sie Valkhoff mit Salverda de Grave als Ausfluß der Freude des Schreibers, seine linguistischen Kenntnisse darzutun. Die gegenseitige Abhängigkeit der Mundarten Nordfrankreichs steigert noch ihren labilen Charakter. Der Autor gelangt dann zu einer mathematischen Methode, um einen mittelalterlichen Text zu bestimmen, die er in folgenden Satz faßt: «la caractérisation d'un dialecte ancien d'une région doit se faire en prenant soit le plus petit commun multiple des phénomènes typiques de tous les documents localisables soit leur plus grand commun diviseur». Dadurch, daß gewisse sprachliche Züge mehreren Dialekten zugleich eignen, ist es das Zusammenspiel die-

[1] Cf. p. 387: «Plus on remonte l'histoire de l'évolution des langues et des dialectes romans, plus ceux-ci se rapprochent les uns des autres; le fait que l'ancien wallon *écrit* ressemble au francien est donc un phénomène naturel et n'implique point l'existence d'un dialecte *parlé*, tout différent. En outre, les écrivains belges du moyen âge n'écrivaient pas pour un public parisien ou hollandais, aux normes duquel il fallait se conformer; ils s'adressaient à un public local et n'avaient par conséquent guère de raison pour écrire une langue autre que celle du lecteur.»

ser Züge, welches die «Dialektizität» eines Dokumentes bestimmt. Für die Untermundarten gilt dasselbe und es handelt sich wohl um einen normalisierten Dialekt «adapté à l'usage littéraire ou administratif d'une cour, d'une chancellerie ou d'une abbaye de province et cela à l'intérieur de l'unité politique ou naturelle plus grande dont le dialecte a été l'expression la plus générale et la plus abstraite». — Remacle hingegen geht mit Feller einig und sieht in der Sprache der mittelalterlichen wall. Texte «un français régional, où abondent les barbarismes d'origine wallonne et les formes artificielles issues d'analogies arbitraires.» Er sucht die «Spuren des Altwallonischen» in einem Originalregister der Jahre 1393–1407 aus Stavelot. Dem zitierten Text ist eine Fassung in heutiger Mundart gegenübergestellt. In seinem Kommentar untersucht der Verfasser die sprachlichen Fakten, ob sie ganz oder teilweise als französisch, pikardisch, wallonisch oder als Analogien anzusprechen seien und kommt zum Schluß, daß vorliegender Text in einer *französischen Schriftsprache* geschrieben ist, worin eine beträchtliche Anzahl Wallonismen, einige Pikardismen und Latinismen vorkommen. Die in der Wallonie im Mittelalter gebräuchliche Schriftsprache besaß einen traditionellen, regionalen — nicht lokalen — Charakter. Die unstete Graphie gestaltet die Frage nach der Aussprache zu einer äußerst heiklen. — Wir haben an anderer Stelle Gelegenheit gehabt, uns mit dem aufgeworfenen Problem zu beschäftigen[1]. Denken wir daran, daß eine Schriftsprache — Kanzlei- oder Literatursprache — niemals der getreue Spiegel der gesprochenen Sprache ist, noch sein kann und sein will[2]. Sie ist auf jeden Fall das künstliche Erzeugnis einer bestimmten sozialen Schicht. Die mittelalterlichen Schreiber kannten zweifellos nicht nur ihren eigenen Dialekt. Sie mögen daher das Bedürfnis empfunden haben, ihn im schriftlichen Ausdruck irgendwie zu normalisieren, ihn gewissermaßen in einen größeren Rahmen zu stellen. In diesem Sinne können wir eine allgemein nordfranzösische Grundfärbung der geschriebenen Sprache annehmen. Aus diesem gemeinsamen Grundton heben sich die regionalen, lokalen und individuellen Besonderheiten ab und schufen so die verschiedenen provinziellen Schreibtraditionen, die sich mit der Zeit festigten und sich gegenseitig be-

---

[1] Cf. C. Th. Gossen, *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters*, Biel 1942, p. 19–24.

[2] Charles Bally, *Le langage et la vie*, Zurich 1935, p. 103: «En exagérant un peu, on pourrait dire que la langue écrite est 'achronique': loin de donner une idée de l'état contemporain d'un idiome, elle combine, dans un amalgame un peu hétéroclite, les divers états par lesquels il a passé.»

einflußten. Dazu gesellt sich in der Folge der immer wachsende Einfluß des Franzischen auf die übrigen Schriftsprachen der langue d'oîl[1]. — M. Piron befaßt sich in seiner Abhandlung mit der Entstehung der Lütticher Literatursprache seit der Mitte des 19. Jh. Im Gegensatz zum Italienischen und Provenzalischen hat sie die übrigen wall. Mundarten nicht überwuchert. Immerhin übt sie, als Sprache des wirtschaftlichen und kulturellen Zentrums, auf diese einen Einfluß aus, hat aber andererseits bei ihnen Entlehnungen vorgenommen. Die Differenzierung der Literatursprache vom gesprochenen Dialekt liegt auf dem Gebiet des Wortschatzes und der Wortbildung. Piron untersucht eine Reihe Neologismen, welche durch Wortzusammensetzung und analogische Suffixbildung entstanden sind.

GUSTAVE COHEN, *Un Inventaire de meubles inédit du XVIe siècle en dialecte romanche de la haute-Engadine*, p. 77–82, publiziert ein oberengadin. Kauf-Tausch- und Pfandprotokoll der Jahre 1585–99[2]. — M. DELBOUILLE, *Essai sur la genèse des Nativités wallonnes de Chantilly et sur leur adaption française du XVIIe siècle*, p. 97–125, erkennt in diesen wall. Weihnachtsgeschichten des 15. Jh., auf Grund einer ausführlichen paläographischen und sprachlichen Untersuchung, die Tradition der Officia Stellae von Malmédy und Bilsen (11.–12. Jh.) — FÉLIX ROUSSEAU, *Fausses étymologies créatrices de légendes*, p. 355–73, legt die Bedeutung des hl. Maternus

[1] Cf. nun auch M. DELBOUILLE, *Compte-rendu du 21e congrès de linguistique, de littérature, d'art et de folklore wallons*, 1939, p. 97–104.

[2] [Das Archiv von Silvaplana ist besonders reich an alten Privaturkunden. Prof. G. Cohen kopierte (oder ließ kopieren?) ein Erbinventar vom Jahre 1581, das er im allgemeinen — mit Hilfe seines Schülers Cantieni — richtig übersetzt. Doch blieben wohl ziemlich viele Lesefehler bestehen, die durch eine neue Lesung des Textes im Original zu beheben wären. Einiges kann aber jetzt schon berichtigt werden: *mŭaŭnt* heißt «bewegliche Habe» — *un haer sü, talvo* = un champ au-dessus de *Talvo*, lieu-dit de Silvaplana, *Rät. Namenbuch* 441. — *giesfas* ist wohl deutsch *gießfaß*. — *littira* wäre wohl besser mit «'bois de lit' zu übersetzen. — *brazeras* = Stricke zum Holzbinden» (Carisch). — *padella* = une poêle (nicht un p—). — *spait da terrost* (letzteres Wort verlesen?), cf. eng. *spait da rost* = Bratspieß. — *stadavla* wohl zu lesen: *stadaira*. — *mentras* ist zu lesen: *meutras*, cf. *AnSR 50*, 257, heute eng. *metra* 'Wasserkübel', *RSW* 5472. — *sunna* hat nichts mit *sua* 'Seil' zu schaffen, sondern gehört zu oeng. *suonna* 'Kübel' Stampa, *Contributo*, *RH 2*, 106. J. Jud].

und eines legendären Gottes Nam, die zu einem phantasiereichen Sagenzyklus Anlaß gaben, in der Geschichte von Namur, Namèche und Ciney dar.

Der Festband Haust schließt mit der Aufzählung der Mitglieder des Patronats- und Organisationskomitees und mit der Tabula gratulatoria.

Möge dem großen Gelehrten, der auf der Photographie am Anfang des Buches den Leser so prüfend anschaut und der jeden, der ihn persönlich kennt, durch eben diesen Scharfblick, durch die Klarheit des Denkens gepaart mit einer tiefen Herzensgüte in seinen Bann zieht, möge ihm nach diesen Jahren des Grauens ein friedvoller Lebensabend vergönnt sein.

Zürich *Carl Theodor Gossen.*

★

Henri Lössi. *Der Sprichwortschatz des Engadins mit Einschluß der Sprichwörter des Münstertales sowie der in diesen beiden Talschaften gebräuchlichen Landwirtschafts- und Wetterregeln.* Verlag A. Vogel, Winterthur 1944. XXIV und 299 S. (Zürcher Dissertation).

« Meine Sammlung ist als erster Baustein eines *Thesaurus proverbiorum raeticorum* gedacht. Für das Engadin ist die Sammelarbeit, wenn auch nicht vollständig, hier geleistet worden; die Interpretation dieser Sprichwörter ist in die Wege geleitet, die Landwirtschafts- und Wetterregeln aufgenommen und ebenfalls gedeutet worden »: mit diesen Worten gibt der junge Gelehrte mit berechtigtem Stolze den Inhalt seiner Doktorarbeit an. Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen, und wir wären froh, wenn wir für alle Landesteile der Schweiz solche gewissenhafte Sammlungen hätten. Was die Interpretation anbelangt, so weist Lössi mit Recht die Ansicht zurück, daß man aus den Sprichwörtern einen Schluß auf den Charakter der sie gebrauchenden Bevölkerung ziehen könne, da gerade die wichtigsten und meistgebrauchten Sprichwörter Wandervögel sind, deren Entstehungsort man nicht mit Sicherheit angeben kann. Allerdings möchte ich hier eine Einschränkung machen: auch die Auswahl und die Häufigkeit der Anwendung der übernommenen Sprichwörter können für eine Bevölkerung charakteristisch sein. Über die Häufigkeit der Anwendung geben uns allerdings unsere Sammlungen keinen Aufschluß, was vor allem bei der Ambivalenz der Sprichwörter von Wichtigkeit wäre. Lössi macht selbst auf den Unterschied der Denkweise zwischen 365 *Chi dà per artschaiver nu dà inguotta* und 373 *Chi duna, bain venda* aufmerk-

sam: wie weit aber die eine oder die andere Denkweise für das Volk des Engadins bezeichnend ist, könnte man nur aus der Häufigkeit der Anwendung feststellen.

Lössi hat nicht nur die bereits bestehenden Sammlungen zusammengetragen, sondern auch selbst in höchst anerkennenswerter Weise gesammelt. Der Text der Sammlungen ist vielleicht nicht immer korrekt. 916 *Il bsögn fa trottar la vöglia* stammt aus der reichhaltigen Sammlung von Bezzola und ist dann auch von L. aus dem Volksmund aufgezeichnet worden, wie ich vermute, beide Male ungenau. «Die Not macht dem Willen Beine» übersetzt Lössi. Mich wundert, daß er sich nicht an dem abstrakten «Willen» in einem Volkssprichwort gestoßen hat. Es muß doch wohl heißen: *Il bsögn fa trottar la veglia*, «Not macht die Alte traben». *Besoin fait la vielle troter* (Morawski 236; *Roman de Renard* IV, 116. V, 678. 1254. XVI, 55; *Renart le Nouvel* 778; Rutebeuf ed. Jubinal III, 153; *Grégoire le Grand* 1534 (*Romania* 8, 509ff.); Jean Molinet 65, 16. 146, 88. 579, 303; J. de Condé I, 36, 1210; Fournier, *le Théâtre français avant la Renaissance* p. 151; *Comte d'Artois*, ed. Barrois, Paris 1837, p. 104; *Gilles li Muisis* II, 85; *Bisogno fa la vecchia trottar* (Sacchetti, Nov. 166). *El besogno fa trotar la veia* (Geremia de Montagnone 22 in: *Atti del Reale Istituto Veneto 3*, Serie sesta, p. 79 ss.). *Bisogno fae vecchio trottare (Dodici conti morali* VII, p. 32; *Scelta di Curiosità letterarie* XX). *Vieja con coita trota* (Arcipreste de Hita 930). *Cuyta faz velha choutar* (el Gallego. Nuñez, *Refranes o Proverbios* I, 261). *Need makes the old wife trot* (*Reliquiae antiquae* I, 207.) *Neode makad heald wif eorne* (Förster, *Engl. Studien* 31, 8). *Node makep old wif urne* (*Eule und Nachtigall*, 637). *Die Not macht auch ein alt Weib traben* (zuerst in Sebastian Francks Sprichwörtersammlung). *Anxietas veterem trottare facit mulierem* (*Bulletin of Rylands Library* XIV, 81 ss. Folio 24v). *Ut cito se portet vetule pes cogit oportet* (Werner, *Lat. Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters* v 99). *Fert indefesse vetulam currendo necesse* (*ib.* f 27). Moderne Belege aus germanischen und romanischen Sprachen (auch aus Dialekten) bei Düringsfeld, *Sprichwörter der germ. u. rom. Spr.*, *2*, Nr. 192. Es ist kein Zweifel, daß es sich um dieses, seit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts belegte und in allen romanischen Sprachen und darüber hinaus bis heute verbreitete Sprichwort handelt. Über die Zeit der Einwanderung nach Bünden läßt sich leider nichts sagen.

L. entschuldigt sich, daß er nicht ganz salonfähige Wörter übersetzt und nicht nur durch Pünktchen angedeutet hat. Ich glaube, daß er in Beziehung auf Ungeniertheit noch weiter hätte gehen können, besonders in den Interpretationen. Denn er gibt manchmal die Erklärung *obsc*, was ich als 'obscoen' deute, und ich muß

gestehen, daß ich mir in meiner Harmlosigkeit oft nicht denken kann, wie das eine oder andere Sprichwort obscoen gedeutet werden könnte. Es ist ja überhaupt sehr individuell, was man als anstößig empfindet: L. schreibt für *mingere* immer «brunzen», was mir der ordinärste Ausdruck für diese achtbare Tätigkeit scheint. Wenn einem «einen Brunnen machen», wovon das beanstandete Wort ja gebildet ist, zu schwerfällig scheint, «urinieren» zu medizinisch, so würde ich «pissen» vorziehen. Das sind Fragen, die sich jeder, der sich mit Volkskunde abgibt, sicher einmal hat vorlegen müssen.

Im allgemeinen sind die Interpretationen gut, und man ist vor allem für diejenigen dankbar, die das Sprichwort an volkstümliche Anschauungen und Traditionen anknüpfen. Was sich L. 1818 unter einem «Wortspiel» denkt, habe ich nicht herausbekommen: es handelt sich um einen sogenannten «Bastlöserreim». 671 zitiert L. aus dem *Orlando furioso*, aber ohne Angabe von Canto und Strophe: was hat man von einem solchen Zitat?

Ich zweifle, ob L. das von ihm selbst aufgezeichnete Reimpaar 2051 *Un giuven vegl ais üna flur Cun bgera föglia e poch odur* richtig übersetzt hat. Was bedeuten die «vielen Blätter» bei seinem «alten Junggesellen?» Wenn es sich wenigstens um einen reichen Junggesellen handelte. Sollte es sich aber nicht um einen «jungen Greis» handeln? Von dem kann man wohl sagen, daß er keiner lebendigen Blume gleiche, sondern einer gemalten, von deren Blättern kein Duft ausgeht. Gemalte Blumen riechen nicht, sagt die Sprichwörtersammlung des Tunnicius. *Qui pingit florem, non pingit floris odorem.* Von solchen jungen Greisen spricht der Renner des Hugo von Trimberg: *Mir griuwet, swenne kleiniu kint Hânt wîsiu wort und ernsthaft sint* (14953).

Daß L. zur Interpretation meist Wander zugezogen hat, ist mir nicht ganz sympathisch. Wander ist überhaupt nur zu brauchen, wenn er Quellen angibt, und in der Ausschöpfung dieser Quellen besteht sein unleugbares, sehr großes Verdienst. Der Benutzer muß aber auch den Wert der angegebenen Quellen einzuschätzen verstehen. 235 *Ceda al grand chi ho il pudair:* dazu zieht L. Wander III, 308 zu «Dem Mächtigen zürnen ist Torheit» aus jungen abgeleiteten Quellen. Näher steht a. a. O. «Dem Mächtigen soll man nachgeben, nicht widerstreben» aus Lehmann, *Florilegium politicum*, 1630. Aber am nächsten steht die älteste Fassung in den *Breves sententiae*, die den Catonischen Distichen vorausgehn: *Cede maiori.*

L. hat nur die Sprichwörter der angrenzenden Schweiz zur Vergleichung beigezogen, und es liegt mir ferne, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Aber das ist nur ein Anfang, und seine Sammlung wird hoffentlich den Ausgangspunkt bilden für eine Erforschung der Geschichte jedes einzelnen der kleinen Kunstwerke, die wir

Sprichwörter nennen. Ich zähle ungefähr 330 engadinische Sprichwörter, deren Geschichte ich mindestens bis ins Mittelalter zurück verfolgen kann, die also einen Zeitraum von wenigstens einem halben Jahrtausend durchlebt haben. Neben diesem chronologischen kommt aber auch ein synchronistischer Standpunkt in Betracht, der den räumlichen Geltungsbereich eines jeden Sprichworts festzustellen hätte. Für die welsche Schweiz ist ja seit dem schönen Anfang, den Cornu im sechsten Bande der *Romania* gemacht hat, allerhand Material gesammelt worden. In der deutschen Schweiz haben wir eine umfangreiche Sammlung von Kirchhofer, deren Qualität aber der Quantität durchaus nicht entspricht, da sie zwischen importierten und einheimischen Sprichwörtern keinen Unterschied macht. Ein Sprichwörteratlas steht am Ende dieser synchronistischen Untersuchungsweise. Einen sehr wertvollen Beitrag zu diesen zukünftigen Forschungen hat die reichhaltige Sammlung von Lössi geliefert, und die kleinen Aussetzungen, die ich gemacht habe, sollen ihren dauernden Wert durchaus nicht herabwürdigen, sondern den jungen Gelehrten ermuntern, auf dem gleichen Wege, der noch immer zu wenig begangen wird, munter und erfolgsicher fortzuschreiten.

Bern. *S. Singer.*

★

KURT ROHNER, *Beschreibende Phonetik der Mundart von Cachopo (Östliches Algarve)*. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Winterthur 1938.

Schon die 1901 erschienene *Esquisse d'une dialectologie portugaise* des vor wenigen Jahren hochbetagt und für die Wissenschaft doch zu früh heimgegangenen J. Leite de Vasconcellos hatte den dialektportugiesischen Lautreichtum deutlich erkennen lassen. Es handelte sich aber eben nur um eine *esquisse*, und auch heute noch besitzen wir, wie Rohner in seiner Abhandlung zutreffend hervorhebt, leider nur «ganz summarische oder bei Gelegenheit eingestreute Bemerkungen» über die Mundartverhältnisse des portugiesischen Sprachgebietes. Als ich an Freund Leite gelegentlich seines Berliner Besuches im August 1926 die Bitte richtete, er persönlich — als der damals Geeignetste — möchte an das Unternehmen eines portugiesischen Sprachatlasses herantreten, mußte er leider ablehnen, weil er bei seinem alten Zuckerleiden die vorgeschriebene Diät in eventuell jahrelanger Geländeforschung nicht hätte innehalten können. Er wies aber bei dieser Gelegenheit stolz auf das in

seiner Wohnung bis an die Decke gestapelte Material aus seinen früheren Untersuchungen an Ort und Stelle hin; mir ist freilich nicht bekannt, ob dieses Material jemals gedruckt werden wird. Um so erfreulicher ist es, daß dem Vernehmen nach Paiva Boléo sich neuerdings mit dem Gedanken eines portugiesischen Atlasunternehmens trägt und auch schon entsprechende Prospekte verschickt hat. Aber auch das engmaschigste Netz eines Sprachatlasses läßt bekanntlich häufig gerade interessanteste und unerwartete phonetische Erscheinungen durch die Maschen fallen. Daher kann auch in aller Zukunft auf die monographische Darstellung namentlich von Atlanten nicht erfaßter Mundarten keinesfalls verzichtet werden. Aus diesem Grunde ist nun auch die aus der ausgezeichneten Schule Arnald Steigers stammende Rohnersche Arbeit auf das lebhafteste zu begrüßen.

Sehr zu bedauern ist — dies sei gleich vorweg bemerkt —, daß die vorliegende, mit Liebe und Sorgfalt verfaßte Schrift nur einen verhältnismäßig kleinen, nämlich lediglich «*Diphthonge, Diphthongierung und Diphthongierungstendenzen*» umfassenden Ausschnitt aus einer umfangreichen, etwas 350 Schreibmaschinenseiten starken, mit zahlreichen Palatogrammen und Zungendiagrammen versehenen Arbeit über die Mundart von Cachopo darstellt. Der ungleich größere Teil des Manuskripts über Vokale und Konsonanten bleibt auf der Zentralbibliothek Zürich bis zu seiner Publikation deponiert. Die vorliegende Teilveröffentlichung enthält aber wenigstens schon das vollständige Inhaltsverzeichnis. Und wenn man dies liest, kann man nur den dringenden Wunsch hegen, recht bald die ganze Arbeit gedruckt zu sehen.

Der offenbar mit gutem Gehör und scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete, am Institut de Phonétique zu Paris phonetisch geschulte Verfasser wollte ursprünglich einen Gesamtüberblick über die stark altertümlichen, phonetisch und lexikologisch besonders interessanten sprachlichen Verhältnisse der portugiesischen Provinz Algarve geben. Zeitliche und andere Gründe haben ihn jedoch leider gezwungen, zunächst nur eine Darstellung der beschreibenden Lautlehre (Vokalismus und ausgewählte Kapitel des Konsonantismus) des 750 Einwohner zählenden, «in einer der einsamsten und unwirtlichsten Gegenden des ganzen Landes» gelegenen Ortes Cachopo und Umgebung (Currais, Casas Baixas, Almarginho) zu bringen. «Der größte Teil des sachlichen Materials soll in einer Sonderstudie veröffentlicht werden.» Auch darauf kann man besonders gespannt sein, zumal wenn man liest, daß der Bauer dieser Gegend nach primitivsten Mitteln lebt und arbeitet, «so daß neben lexikologisch Wertvollem auch viel kulturhistorisch Interessantes geboten wird.»

Die Aufnahmen hat der Verfasser in der Hauptsache auf Grund eines rund 4000 Fragen umfassenden Questionnaires gemacht. Den Grundstock dazu bildete das spanische Questionnaire seines Lehrers Prof. Steiger, das er ins Portugiesische übertrug und ungefähr auf das Doppelte erweiterte. Besondere Hervorhebung verdient die Tatsache, daß der Verfasser sich auch zweier experimentalphonetischer Hilfsmittel bedient hat: des Atkinsonschen mouth measurer und des künstlichen Gaumens. Der Mundmesser lieferte die Zungendiagramme, der künstliche Gaumen die Palatogramme. «Es wurden stets zahlreiche Messungen für die verschiedensten Lautverbindungen vorgenommen»; die Zeichnungen (von denen der vorliegende Publikationsteil leider noch keine bringt) geben aber nicht diese Einzelaufnahmen, sondern nur den Mittelwert aller Messungen wieder.

Den Leser wird es interessieren, schon hier kurz die hauptsächlichsten und grundlegenden Merkmale zu erfahren, die der Verfasser an dem mundartlichen Portugiesisch von Cachopo und Umgebung beobachtet hat. Er schreibt wörtlich in der *Einleitung* (die sich übrigens ebenso wie die Abschnitte *Vertrauenspersonen*, *Phonetische Umschrift*, *Bibliographie* und *Abkürzungen* auf die Gesamtarbeit bezieht):

«Das überaus rasche Sprechtempo findet seinen Ausgleich in der Tendenz, alle unbetonten Satz- oder Wortglieder nach Möglichkeit zu kürzen; das Haupttonelement wird anderseits stark akzentuiert und gerne etwas gelängt, daher hat man am Anfang nicht den Eindruck, daß die Leute mit so außergewöhnlicher Schnelligkeit sprechen. Der Fremde wird sich dessen erst bewußt, wenn er einen Einheimischen reden hört, der aus irgendwelchen Gründen die zahlreichen Elisionen nicht vornimmt. Diese Lautunterdrückungen erschweren natürlich in hohem Maße das Verständnis der Sprache.

Ein weiteres Merkmal ist die überaus häufige Nasalierung der Vokale, die der ganzen Sprache einen ausgesprochen nasalen und damit verschwommenen Charakter gibt. Im Norden des Landes ist die Nasalität viel weniger ausgeprägt. Die Artikulationsenergie ist im allgemeinen gering, daneben gibt es aber sowohl bei den Vokalen als auch bei den Konsonanten einige extreme Laute, die überaus hart und mit großer Muskelspannung artikuliert werden. Sie wirken oft wie Fremdkörper in der an sich so warmen, gerundeten und verträumten Sprache. Wie das Volk, so ihre Sprache. Freundlich, zuvorkommend, schmeichelnd, daneben aber verschlossen, lauernd, mißtrauisch.»

Aus dem Abschnitt *Vertrauenspersonen* erfahren wir 16 Namen mit kurzen Angaben über Ort, Familienstand, Alter, Beruf und Bildungsgrad. Danach waren 13 Gewährsleute Analphabeten.

Verf. vergißt auch nicht hervorzuheben, daß die Zahnverhältnisse sämtlicher Vertrauenspersonen befriedigend waren.

Als Phonetiker möchte ich mich etwas ausführlicher mit dem Abschnitt *Phonetische Umschrift* beschäftigen.

Verf. verwendet allein für die Vokale 24 und für die Konsonanten 35 Grundzeichen. Dazu kommen aber noch besondere diakritische Zeichen, Hochstellungen, Einklammerungen und Übereinanderstellungen für «Zwischenstufe», «Reduktionsstufe», «Schwundstufe», «Nasalierung», «Nasalisierung», «silbische Funktion», «Lenis», «Stimmlosigkeit», «Haupttonakzent», «Nebentonakzent», «Länge», «Kürze», «diphthongisches (halbvokalisches) Element» und «Implosion». (Sind übrigens mit *ö* und mit *ü* z. B. auf p. 33, 36 und 48 der vorliegenden Arbeit gerundete Vorderzungenvokale gemeint? In der «Phonetischen Umschrift» werden diese Vokalzeichen nicht erwähnt.)

Für den ungerundeten (genauere Angaben z. B. über die Lippenöffnung [spreizlippig? neutral?] lassen sich leider so lange nicht machen, als die Beschreibungen aus dem noch ungedruckten Teile der Arbeit ausstehen), engen Vorderzungenvokal *i* und für den gerundeten, engen Hinterzungenvokal *u* verwendet Verf. je 2 Zeichen für 2 Weitegrade («mittleres» und «offenes» *i* und *u*). Der *e*- und der *o*-Vokal sind in je 5 Weitegraden beobachtet worden («extrem geschlossenes», «geschlossenes», «mittleres», «offenes» und «extrem offenes» *e* und *o*). Die *a*-Resonanz vertreten 6 Zeichen; darunter befindet sich neben einem «stark velaren» auch ein «übervelarisiertes» *a*. Hierzu kommen noch 2 Zeichen für eine «besondere Art» nur im Nebenton vorkommender «breiter Hinterzungenvokale» und schließlich α und ə als «Mediopalatale» («entcharakterisiertes *a*», «entcharakterisiertes *e*»).

Ich nehme zunächst an, daß es sich überall um physiologisch-artikulatorisch festgestellte Vokale handelt, nicht nur um die Wiedergabe von akustischen Eindrücken. Sehr gespannt kann man auf die Natur der breiten Hinterzungenvokale sein (die anscheinend auf p. 66 des noch ungedruckten Manuskriptteils näher besprochen werden), zumal wir solche aus der portugiesischen Schriftsprache nicht kennen.

Sehr skeptisch bin ich aber hinsichtlich der «Mediopalatale» α und ə. Über ə möchte ich mich noch nicht bestimmter äußern, weil ich hierfür keine passenden Beispiele in dem vorliegenden Arbeitsteile gefunden habe. Dagegen verdient α schon jetzt eine eingehendere Betrachtung. Verf. nennt α auf p. 23 der Druckabhandlung einen aus *a* reduzierten Vokal von geringer Artikulationsenergie (es handelt sich um den schriftportugiesischen fallenden Diphthong *ai*, der sich in Cachopo u. a. über $a^i > \alpha^i > {}^*e^e > \underset{\cdot}{e}$, d. h. zu monoph-

thongischem, extrem engem *e* entwickelt). Auf p. 42 ss. erörtert Verf. das Auftreten neuer fallender Diphthonge in der Gegend von Cachopo, und zwar aus *e* und *o*. Er schreibt wörtlich:

«Das diphthongische Element (darunter versteht Verf. nur das schwache Element eines [fallenden] Diphthongs) hat in der Regel den akustischen Wert von α. Trotzdem es sich um einen reduzierten Laut handelt, befindet er sich innerhalb des Perzeptionsfeldes von *a* und repräsentiert daher stets eine offenere Lautstufe als *e* und *o*.... Dieser (nämlich der Vokalabglitt der Monophthonge *e* und *o*) ist infolge seiner Unbetontheit wenig geneigt, einen scharf umgrenzten Charakter anzunehmen, so daß sich die entsprechenden Vokalabglitte von *e* und *o* bei dem energiearmen und artikulatorisch unbestimmten α treffen. Experimentell war es unmöglich, dieses α genau zu fixieren. Mit Sicherheit konnte jedoch beobachtet werden, daß es sich um einen ausgesprochenen Mittelzungenvokal handelt. Im ungezwungenen Gespräch kann hin und wieder beobachtet werden, wie auf dieses α infolge seines offeneren Charakters ein leichter Druckakzent fällt. Sobald sich ein solches Hervorheben von α bemerkbar macht, beginnt dieses zu schwanken und neigt dazu, sich gegen *a* oder *e* hin zu festigen.»

α ist also auch nach dieser Darstellung «energiearm», «artikulatorisch unbestimmt», «reduziert», «innerhalb des Perzeptionsfeldes von *a*», aber «mit Sicherheit» ein «ausgesprochener Mittelzungenvokal». Ich weiß nicht, ob Verf. im Laufe seines noch ungedruckten Manuskriptteils die Ergebnisse seiner experimentellen Untersuchungen gerade dieses Vokals in Form von Palatogrammen und vor allem von Zungendiagrammen bringt. Schon jetzt möchte ich aber sehr bezweifeln, daß Rohner hier das Richtige festgestellt hat.

Ausdrücke wie «entcharakterisiertes *a*», «reduziert», «geringe Artikulationsenergie», «energiearm» und «artikulatorisch unbestimmt» passen schlecht auf Mittelzungenvokale. Derartige angeblich uncharakteristische und unbestimmte Vokale pflegen, falls sie aus artikulatorischen und akustischen Gründen nicht bei den Vorder- oder den Hinterzungenvokalen unterkommen können, nicht selten aus Verlegenheit irgendwie den Mittelzungenvokalen eingereiht zu werden. Der Grund liegt auf der Hand. Wir sind im allgemeinen bisher von der Einteilung aller Vokale in Vorder-, Mittel- und Hinterzungenvokale ausgegangen, d. h. wir haben uns danach gerichtet, ob bei den Vokalartikulationen die Hauptmasse der Zunge eine relativ vordere, mittlere oder hintere Lage einnimmt. Schon hierbei ist fast stets außer acht gelassen worden, daß ohne Spannung kein Muskel aus seiner spannungslosen Ruhelage heraus zu irgendeiner Lage- und Formveränderung innerviert werden kann, daß also an der Zunge zwar je nach der

Lautbildungsenergie verschiedene Spannungsstärkegrade möglich sind, daß es aber keinen — hinsichtlich der Zungenmuskulatur — völlig entspannten («schlaffen») Vorder-, Mittel- oder Hinterzungenvokal geben kann. Nun existiert aber tatsächlich eine große Anzahl von völlig spannungslosen («energiearmen») Vokalen. Mit ihnen haben Linguisten wie Phonetiker in der Lautsystematik bisher nichts Rechtes anzufangen gewußt. Manche nannte man u. a. neutral, unbestimmt, undeutlich, unrein, unvollkommen, trübe, reduziert. Einen von diesen Lauten, nämlich den üblichen weiten *a*-Vokal, reihte man entgegen allen artikulatorischen Tatsachen immer wieder den Hinterzungenvokalen ein. Die Bildung solcher Vokale nun hebt sich dadurch von allen anderen Vokalen ab, daß nicht ein Zungenteil artikulatorisch bei der Resonanzraumgestaltung hervortritt, sondern die ganze Zunge sich artikulatorisch einheitlich verhält. Diese nimmt dann nämlich entspannt am Mundboden ihre Ruhelage ein und macht so lediglich die Unterkieferbewegungen einheitlich und passiv mit. Zu diesen Vokalen gehören auch der sogenannte neutrale Vokal *ə* (nicht das französische e «muet»!) und, wie schon angedeutet, der übliche *a*-Vokal. Diese ganze Vokalreihe nenne ich zum Unterschied von den Zungenteil-Vokalen (Vorder-, Mittel-, Hinterzungenvokale): Ganzzungen-Vokale (die näheren Ausführungen hierzu werden die Leser in meiner umfangreichen Arbeit *Ein neues Vokalsystem* finden, deren Druck sich freilich infolge der Kriegsverhältnisse zu verzögern droht). Entsprechend den 4 Weitegraden, eng, halbeng, halbweit, weit, transkribiere ich die 4 Grundformen der Ganzzungen-Vokale mit *ɨ*, *ə*, *ɒ* und *a*. Erst diese Vokalgruppe bringt die notwendige Ergänzung zu allen bisherigen Vokalsystemen, schon weil sie dem sog. neutralen Vokal und dem üblichen *a*-Vokal (das sog. palatale und das sog. velare «*a*» fallen nicht hierunter!) artikulatorisch ihren richtigen Platz anweist. Aus den bisher gedruckten Andeutungen des Verf. möchte ich nun mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß auch sein *α* (und sein *ə*?) als Ganzzungen-Vokal in Betracht kommt, und zwar daß *α* unserem *ɒ* (*ə* unserem *ə* oder *ɨ*?) entspricht. *ɒ* wie *ə* (und *ɨ*) sind weit verbreitet, auch in der Romania (ich beziehe mich auf die Beispiele in meiner soeben erwähnten neuen Vokalarbeit). Daß es sich aber gerade in Cachopo um den Ganzzungenvokal *ɒ* handelt, darin bestärken mich ganz besonders auch die Verhältnisse im Schriftportugiesischen. Hierfür ist allerdings die Annahme Voraussetzung, daß Rohners *α* den *a*-Vokalen z. B. in den schriftportugiesischen Wörtern *cada*, *para* entspricht. Trifft diese Annahme zu, dann kann kein Zweifel mehr aufkommen. Denn diese portugiesischen *a*-Vokale sind weder Mittelzungenvo-

kale noch auch Vorderzungenvokale, wie man das bisher darzustellen pflegte. Vielmehr gehören *a* in *cada*, *campo* (auch in Cachopo kommt α nasaliert vor), aber auch *á* in *má*, *dá*, *cá*, *e* in der Lissaboner Aussprache des Diphthongs *ei* (z. B. in *rei*) und *e* in *me*, *te*, *se*, *pode* sämtlich den Ganzzungen-Vokalen an. Ich habe das einwandfrei bei Freund Leite festgestellt. Er war so freundlich, sich bei dem eingangs erwähnten Besuche am 14., 15. und 17. August 1926 mir als Versuchsperson zur Ermittlung der physiologisch-artikulatorischen und der physikalisch-akustischen Natur der portugiesischen Laute zur Verfügung zu stellen. Dabei ergab sich, daß die Zunge sich während der Artikulation des neutrallippigen *a*-Vokals in *cada*, *para* bei verhältnismäßig geringer Kieferöffnung in entsprechender Ruhelage am Mundboden befand; kein Teil der Zunge trat durch Massierung besonders hervor, die ganze Zunge folgte vielmehr einheitlich und nur passiv, also ohne Lage- und Formveränderung, der Senkung des Unterkiefers. Akustisch wirkt dieser Vokal wie ein Mittelding der Resonanzen eines reinen *a*- und eines weiten *æ*-Vokals. Je größer der Kieferwinkel wird, desto reiner wird die *a*-Resonanz; je mehr sich der Winkel verkleinert, desto *æ*-haltiger resoniert der Vokal, bis er zum halbengen Ganzzungen-Vokal ə und schließlich — bei noch stärkerer Verkleinerung des Kieferwinkels — zum engen Ganzzungen-Vokal ɨ̞ übergeht. Daß es sich aber bei Leite nicht etwa nur um eine individuelle Artikulationsbesonderheit gehandelt hat, dafür zeugt neuerdings R. de Sá Nogueira, dem das Verdienst zuzuschreiben ist, als erster Portugiese erkannt zu haben, daß die oben erwähnten normalportugiesischen Vokale (zum mindesten in der Aussprache der Gebildeten der Landeshauptstadt) sämtlich als Ganzzungen-Vokale, d. h. bei Zungenruhelage, lediglich mit verschieden großen Kieferwinkeln artikuliert werden. Er erklärt zwar in *Subsídios para o estudo da assimilação em português*, *Boletim de Filologia* I (1933), 256, nachdem er diese portugiesischen Vokale (transkribiert in der Reihenfolge der Kieferwinkelvergrößerung als *ẽ* [fechadíssimo], *â* [fechado], à [médio] und *á* [aberto]) zum Unterschied von denen der *série palatal* und der *série velar* in die *série neutra* eingereiht hat, gleich im nächsten Satze: «Seríamos talvez mais precisos se lhes chamássemos ... médiopalatal». Daß er aber trotz dieses terminologischen Mißgriffs die artikulatorische Natur richtig beurteilt, geht aus der Anm. 6 zu p. 258 a. a. O. (unverändert in sein Werk *Elementos para um tratado de fonética portuguesa*, Lisboa 1938, p. 59, Anm. 4, übernommen) hervor, wo es heißt:

«A prova prática de que o *ẽ* é o *a* màximamente fechado podemos encontrá-la do seguinte modo: 1⁰, se pronun-

ciarmos *á* bem aberto, e sucessivamente pronunciarmos *â* e *ě*, a nossa sensação muscular não acusa alteração nenhuma na posicão da língua: a diferença depende exclusivamente do grau de abertura.»

Ich habe den entscheidenden Satzteil gesperrt drucken lassen; er bringt klar zum Ausdruck, daß keine Lageveränderung der Zunge stattfindet (über *á* sagt derselbe Phonetiker p. 257 a. a. O. ausdrücklich: «a língua conserva-se na posição de repouso»), daß sich vielmehr bei der Artikulation dieser Vokale lediglich die (Kiefer-) Öffnung ändert. Man muß sich eigentlich wundern, daß diese Ausführungen des portugiesischen Phonetikers, wie es scheint, bis jetzt unbeachtet geblieben sind. — Ich wiederhole also, daß ich, wenn meine Vermutungen bei Rohners *α* zutreffen, dieser Vokal also ein halbweiter Ganzzungen-Vokal sein sollte, die gleiche Vokalart auch für sein *ə* annehmen möchte, d. h. einen halbengen oder engen Ganzzungen-Vokal.

Wenn man die Reihe der Konsonantenzeichen des Verfassers durchgeht, fällt einem sofort der Reichtum an alveolaren und palatalen Konsonanten auf. Neben 4 bilabialen (darunter auch der stimmlose Engekonsonant *φ*), 2 labiodentalen, 4 dentalen, 1 velaren und 1 laryngalen erscheinen nämlich nicht weniger als 10 alveolare und 11 prä- und postpalatale Konsonanten. Dazu treten noch 2 «palatalisierte» (*ỵ* und *ḷ*), wobei ich annehme, daß es sich tatsächlich um palatalisierte (also apikal-jotazierte), nicht um palatale (dorsale) Bildung handelt.

Erwähnenswert ist hierzu das Vorkommen von allein 4 alveolaren *r*-Lauten, nämlich des stimmhaften Einzungenschlag-*r*, des stimmhaften Zitterlautes mit 2–4 und desjenigen mit 4–7 Vibrationen sowie schließlich des stimmhaften Engen-*r*. Dazu kommt noch die unter «Bemerkungen und Zeichen» besonders erwähnte stimmlose Form des Zitterlautes mit 4–7 Vibrationen. — Wie die alveolare «Zwischenstufe» *ł* zwischen dem stimmhaften alveolaren Lateral *l* und dem stimmhaften velaren Lateral *l̄* artikulatorisch zu verstehen ist, ist nicht ganz klar; auch würde man gern etwas Genaueres über den velaren Lateral erfahren. — Interessant ist, daß die stimmlose präpalatal-dorsale Affrikata *ĉ* mit Berührung der unteren Alveolen durch die Zungenspitze gebildet wird. — Besteht der Unterschied zwischen der präpalatalen «sth. halbkons. Frik.» *j* und der gleichfalls präpalatalen «sth. Frik.» *y* darin, daß *y* mit und *j* ohne Engegeräusch gebildet wird? Überhaupt kennt Verfasser außer den Affrikaten, den Zitterlauten und den Hauchlauten nur «Okkl.» und «Frik.» Auch die Lateralkonsonanten werden durchweg «Frik.» genannt. Ich halte den phonetischen Ausdruck «Frikativa» oder «Reibelaut» nicht für sehr glücklich

und ersetze ihn stets durch «Engelaut». Denn erstens ist es noch keineswegs bewiesen, ob die Geräusche bei solchen Lauten infolge der «Reibung» des Luftstroms an den Organwänden entstehen. Ich folge vielmehr dem bekannten Phonetiker Franz Wethlo und gehe mit ihm davon aus, daß alle Engekonsonantengeräusche infolge Anblasens der Luftmenge in und vor den Artikulationsengen durch den Expirationsstrom entstehen. Zweitens aber läßt sich bekanntlich jeder geräuschhafte Engelaut auch geräuschlos bilden; bei stimmhaften Konsonanten hört man dann lediglich den zum Brummton modifizierten Stimmton. Auch auf diese phonetischen Verhältnisse paßt besser der Ausdruck Engelaut (mit oder ohne [Enge-] Geräusch); denn «Frikativa» oder «Reibelaut» ohne «Frikations- oder Reibegeräusch» klingt paradox.

Unter den den Transkriptionsbuchstaben folgenden *Bemerkungen und Zeichen* ist mir aufgefallen, daß Verfasser zwischen «Nasalierung (= starke Senkung des Gaumensegels)» und «Nasalisierung (= schwache Senkung des Gaumensegels)» bei Vokalen unterscheidet. Wie drückt sich der Unterschied akustisch aus? Und hat sich Verfasser tatsächlich einwandfrei von den verschiedenen Graden der Velumsenkung überzeugt? Ich frage deswegen, weil der vom Verfasser wohl gemeinte Unterschied zwischen «starker» und «schwacher» Nasalierung (also der Unterschied etwa zwischen den nicht mundartlichen französischen und den gleichfalls mundartfreien portugiesischen [oder auch den mundartlich-deutschen] Nasalvokalen) mit der mehr oder weniger starken Velumsenkung zu Unrecht begründet zu werden pflegt. Die Beobachtung ergibt nämlich, daß in allen diesen Fällen das Velum gleich tief gesenkt ist und daß der Unterschied zwischen «starker» und «schwacher» Nasalierung vielmehr darin liegt, daß zu der Velumsenkung z. B. bei den französischen Nasalvokalen noch eine Verengung der hinteren Resonanzräume, insbesondere durch entsprechende Bewegungen der Zunge sowie der arcus palatoglossi und palatopharyngei tritt (genäselte Vokale), die z. B. im Portugiesischen ausbleibt (nasalierte Vokale). — Verfasser bezeichnet die «Stimmlosigkeit» von Vokalen (auch von Konsonanten) durch einen untergesetzten, oben offenen Winkel. Erfahren wir noch aus dem bis jetzt ungedruckten Manuskriptteile, ob es sich bei den stimmlosen Vokalen um geflüsterte oder um gehauchte Laute handelt? Im Portugiesischen der Gebildeten Lissabons liegen jedenfalls gehauchte Artikulationen vor (auch Leite hat sich 1926 aus dem akustischen Eindruck überzeugen lassen, daß im Kehlkopf keine Flüsterenge besteht). Der allgemeine Ausdruck stimmlos sollte bei Vokalen besser

vermieden werden. — Schließlich gibt Verfasser an, daß er mit einem unten offenen Halbkreis unter Konsonanten sagen will: «Die Artikulation des betreffenden Okklusivlautes beschränkt sich auf die Implosion.» Dies erneut zur Kenntnis der Afrikanisten, die die eigenartigen Injektivae immer noch Implosivlaute zu nennen pflegen, was von den nichtafrikanistischen Linguisten meist mißverstanden wird.

Der *Phonetischen Umschrift* folgen eine recht umfangreiche *Bibliographie* und ein Verzeichnis der *Abkürzungen*.

Ich komme nunmehr, nachdem ich mich als Phonetiker ausführlicher bisher fast ausschließlich mit Dingen beschäftigt habe, die die ganze Arbeit Rohners angehen, auf den zusammenhängenden, 29 Seiten starken Text des gedruckt vorliegenden Abhandlungsteils zu sprechen.

Wie schon eingangs kurz angedeutet, umfaßt der Teildruck das Kapitel D der Gesamtarbeit unter dem Titel: *Diphthonge, Diphthongierung und Diphthongierungstendenzen*; zu ihm gehört auch ein besonderer *Wortindex* (fast 5 Seiten). Die Lage Cachopos und seiner Umgebung ersieht man aus einer angefügten Karte des südöstlichen Teils der Provinz Algarve bis zur spanischen Grenze.

Verfasser hat sich im allgemeinen streng an den Titel seiner Arbeit gehalten, die er ja eine «beschreibende Phonetik» nennt. Alle Entwicklungen, die er uns vorführt, werden mit reichlichen Beispielen belegt. In den zahlreichen Anmerkungen verweist Verfasser häufig auf die anderen portugiesischen Dialekte, ganz vereinzelt auch aufs Spanische. Berücksichtigt werden nur die fallenden Diphthonge. «Die steigenden Diphthonge bieten keine regional — mundartlichen Merkmale und brauchen daher hier nicht besonders behandelt zu werden.»

An wenigstens vier Stellen geht Verfasser aber doch über das rein phonetisch Beschreibende hinaus und gibt uns besonders interessierende Erklärungen über die Gründe der Diphthongierung. Ich möchte diese Stellen hier wörtlich anführen:

Pag. 21: «Der Portugiese steht somit dem Diphthong an sich durchaus nicht ablehnend gegenüber. Es ist vielmehr die innere Struktur eines Vokals, die allmählich — ohne daß der Sprechende sich dessen bewußt wird — zum physiologisch und akustisch wahrnehmbaren Diphthong führen kann.

Streng genommen ist der Mensch ja überhaupt nicht imstande, einen reinen Vokal hervorzubringen: Elastizität und stoffliche Beschaffenheit der Stimmorgane und Resonanzräume modifizieren, d. h. brechen gezwungenermaßen jede innervokalische Einheit, ganz abgesehen von der — bewußt oder unbewußt — in jeden Vokal gelegten Intensität und besonderen Schattierung.»

Pag. 40: «Das Auftreten neuer Diphthonge ist in der Gegend von Cachopo eine häufige Erscheinung. Sie verdankt ihre Entstehung der mehr oder weniger starken Vokalerschlaffung. Die daraus hervorgehende Störung der innervokalischen Einheit führt zu einer Differenzierung des Vokalabglitts. Sobald diese Differenzierung so stark ist, daß sie akustisch wahrnehmbar wird, so hat sich der Vokal in einen fallenden Diphthong verwandelt, dessen diphthongisches Element aus dem Vokalabglitt hervorgegangen ist.»

Pag. 42 (Diphthongierung im Wortinnern): «Sowohl *e* wie auch *o* zeigen eine besonders ausgeprägte Unstabilität vor *t* und *s*, sporadisch auch vor anderen Konsonanten. Der Öffnungsgrad des Vokals ist nicht von Bedeutung. Der Vokalabglitt hat stets die Tendenz zur Öffnung, so daß in dem neu gebildeten fallenden Diphthong das diphthongische Element regelmäßig eine offenere Lautstufe darstellt als das Tonelement. Diese Tatsache ist von besonderer Bedeutung im Hinblick auf die bekannte, allgemein übliche Akzentverschiebung auf das offenere Element zur Bildung eines steigenden Diphthongs.»

Pag. 48 (Diphthongierung im absoluten Auslaut): «*e* und *o* verhalten sich als haupttonige, absolute Finale gleich. Sie diphthongieren ausnahmslos zu *éi* bzw. *óu*. Haupttonige Vokale in absolut finaler Stellung sind quantitativ länger als alle anderen und daher einer Diphthongierung ganz besonders ausgesetzt. Der Vokalabglitt wird geradezu äußerlich sichtbar durch das langsame Schließen des Mundes und deutlich hörbar durch das allmähliche Übergleiten in eine geschlossenere Lautstufe.»

Soweit Rohner in durchaus ansprechender Weise. Das Diphthongproblem ist ja schon oft und ausführlich erörtert worden. Ich möchte beispielshalber vor allem auf die schöne Arbeit von A. Schmitt, *Akzent und Diphthongierung*, Heidelberg 1931, verweisen, die auch Verfasser ein paar Male zitiert. Ohne erneut im einzelnen näher darauf einzugehen, habe ich freilich aus den überaus zahlreichen sprachlichen Tatsachen in allen möglichen Sprachgebieten die Überzeugung gewonnen, daß der großen Verschiedenheit der Diphthongierungen wohl auch eine mehr oder weniger ebenso große Verschiedenheit der psychologischen und physiologischen Entwicklungsreize entspricht, mit anderen Worten: die außerordentlich mannigfachen Diphthongierungen (selbstverständlich gilt dies auch von den Triphthongierungen) und ihre Ursachen lassen sich nicht etwa auf einige wenige Grundregeln bringen, sind vielmehr in jedem Falle besonders zu untersuchen: es dürfte sich mehr und mehr zeigen, daß die bisher vorgebrachten Erklärungen deren Möglichkeiten nicht erschöpfen. Und

das gleiche wird von allen Lautungsverschiebungen («Lautwandel») zu gelten haben. Soweit hier rein phonetische Vorgänge in Betracht zu ziehen sind, kann man sich gar nicht früh genug mit der Tatsache vertraut machen, daß die Phonetik eine Wissenschaft ist, der es bisher leider noch am wenigsten gelungen ist, allgemein wirkende Gesetze zu erkennen. Vielleicht wird es aber einmal glücken, das Warum aller lautlichen Sprachentwicklungen, d. h. die Fragen nach den Gründen der Ausspracheveränderungen überhaupt und damit der Verschiedenheiten der Entwicklungen, zu klären, wenn experimentalphonetische Institute sich der Mühe unterziehen, in nicht zu langen Zwischenräumen (etwa von 5 zu 5 Jahren) ein für allemal im voraus bestimmte Mundarten der verschiedensten Sprachstämme bei jeweils mehreren geeigneten, ebenfalls vorher ausgesuchten Sippen mit den modernsten technischen Mitteln aufzunehmen und diese Aufnahmen — möglichst derselben Texte — durch viele Jahrzehnte, also durch mehrere Generationen hindurch fortzusetzen. Wir wissen ja heute schon, daß sprachliche Veränderungen sich keinesfalls einheitlich und gleichzeitig in einer Sprachgemeinschaft vollziehen, daß auch erhebliche Variationsheiten in der Artikulation lange Zeit — sogar bei derselben Person — nebeneinander bestehen können, abgesehen von solchen, die sich aus rein psychischen Gründen, vor allem aus verschiedenen Stimmungen und insoweit aus Druck-, Tonhöhen- und Artikulationsschnelligkeits-Verschiedenheiten herleiten. Aber auch hier würden wohl erst die vorgeschlagenen Daueruntersuchungen feste Beurteilungsgrundlagen schaffen. Und schließlich wird sich auch auf diesem Wege beweisen lassen, ob und in wieweit der Satz in der Phonetik zutrifft, daß physiologisch-artikulatorisch «natura non facit saltus» und daß sich deswegen bei einem «Lautwandel» immer nur ein Artikulationselement verändert. Unsere Lautfiliationen gehen ja bisher immer von diesem Satze aus, ohne daß sich für die meisten sprachhistorisch festgelegten Zwischenstufen urkundliche Beweise erbringen lassen. Bezieht sich das eine Element wirklich immer auf den gesamten Artikulationsapparat, oder können in Einzelfällen auch mehrere Artikulationsorgane, vor allem die Mundlippen, die Zunge, der Unterkiefer, das Gaumensegel und die Stimmlippen Lautungsverschiebungen synchron vollziehen? Um nur einige wenige Beispiele zu bringen: Kann eine Lippenrundung, eine Artikulationsstellenverlegung durch die Zunge oder eine Nasalierung gleichzeitig mit einer Sonorisierung oder Desonorisierung, kann eine Klangfarbenveränderung bei Diphthongelementen gleichzeitig mit einer Druckverschiebung verbunden sein, so daß der Begriff des «saltus» für die Sprachwissenschaft weiter zu fassen

wäre? Daß infolge der vorgeschlagenen fortlaufenden Sippenuntersuchungen auch ein Licht auf die Frage fallen müßte, ob und inwieweit die Vererbungswissenschaft bei der Sprachveränderung mitzureden hat, sei hier nur angedeutet.

Nur mit Bezug auf die Behauptungen des Verfassers von der Unmöglichkeit der Hervorbringung eines reinen Vokals und von der Bedeutung der Quantität für Diphthongierungen möchte ich zu diesem Thema einen Fall erwähnen, den ich in dieser Art bisher sonst nirgends angetroffen habe und der am besten beweist, daß auch regelmäßige Überlänge eines Vokals diesen durchaus nicht zu diphthongieren braucht. Wie wir schon aus A. Constantin et J. Désormaux, *Dictionnaire savoyard*, Paris-Annecy 1902, p. XXX, erfahren haben, gibt es in verschiedenen frankoprovenzalischen Mundarten der beiden savoyischen Departements ovale und nasalierte Vokale, die «sensiblement plus longues qu'en français» sind. Ich bin diesen Vokalen in den Jahren 1912, 1913 und 1914 im Gelände nachgegangen und habe sie besonders auffallend in Servoz gehört (im Dict. sav. nicht erwähnt). Man braucht nur im Gespräche mit Einwohnern dieser Gemeinde auf die großartigen *gorges de la Diosaz* zu kommen und wird den o-Vokal von *Diosaz* (das Wort ist Paroxytonon!) regelmäßig mindestens dreimal so lang aussprechen hören wie übliche französische lange Vokale. Trotz der Abnahme des Exspirationsdruckes und trotz des kaum bemerkbaren Falles des musikalischen Tones auf dem *o*-Vokal wird man vergeblich auch nur nach einer beginnenden Tendenz zur Diphthongierung suchen. Der Vokal wird etwas weiter als das übliche «geschlossene» *o* artikuliert und behält diese Klangfarbe unverändert bei bis zum losen Anschluß an den folgenden Konsonanten (und wie lange schon?).

Verfasser geht beim ersten Abschnitt des Kapitels D «Diphthonge» von den schriftsprachlichen Diphthongen der *-a-*, *-e-* und *-o-*Gruppe, im zweiten Abschnitt «Diphthongierung und Diphthongierungstendenzen» von den schriftsprachlichen Monophthongen der *-a-*, *-e-* und *-o-*Gruppe (einschließlich des -u-) aus. Die einzelnen Diphthonge werden in ovale und nasale aufgeteilt und nach ihrer Stellung im Wortinnern und in syntaktischen Verbindungen sowie im absoluten Auslaut getrennt behandelt. Wegen der Einzelheiten muß ich den Leser vorläufig auf die Arbeit selbst verweisen. Hierüber dürfte erst eingehender zu sprechen sein, wenn der größere Abhandlungsteil gedruckt vorliegt, so daß man auch die Entwicklung der Einzelvokale überblicken kann. Als allgemeines und wesentliches Ergebnis der Rohnerschen Forschungen möchte ich aber schon hier die Tatsachen hervorheben, daß die mundartliche Entwicklung der schriftportugiesischen Diphthonge in Cachopo

und Umgebung häufig bis zur Monophthongierung als Endstufe fortschreitet und bereits fortgeschritten ist und, daß umgekehrt die schriftportugiesischen Einzelvokale häufig Diphthongierungen oder doch schon entsprechende Tendenzen zeigen. Solche Tendenzen sieht der Verfasser darin, daß das schwache Diphthongelement «noch denselben Lauttypus darstellt wie das Tonelement. Es handelt sich erst um die unterste Stufe innervokalischer Differenzierung, wobei der Vokalabglitt wohl leicht geöffnet, aber hinsichtlich der artikulatorischen Energie noch nicht zu α geschwächt wurde.» Wesentlich ist schließlich, daß die Vorgänge Diphthong > Diphthong, Diphthong > Monophthong, Monophthong > Diphthong und Monophthong > Diphthonggierungstendenz im Augenblick keineswegs schon zu einem einheitlichen Endergebnis gelangt sind, sondern sich offenbar noch in der Entwicklung befinden. Ein erneuter typischer Beweis für unsere nicht mehr junge Erkenntnis, daß die Sprachlautungsverschiebungen sich nicht nach ausnahmslos wirkenden «Gesetzen» vollziehen, sondern nur ungleichmäßig nach Regeln mit zahlreichen Ausnahmen.

Alles in allem eine recht interessante, mannigfach anregende Arbeit. Und mein Ceterum censeo, daß der Druck der Gesamtarbeit dringend ist.

Berlin-Pankow *Willy Paulyn.*

★

Carl Theodor Gossen, *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters (auf Grund der Urkunden)*, Graphische Anstalt Schüler, Biel, 1942, 170 pages et 14 cartes.

Cet ouvrage d'un élève du maître romaniste J. Jud mérite d'attirer l'attention par l'importance de son sujet et surtout par la nouveauté de sa méthode. Souvent déjà, l'on avait préconisé, pour l'étude de l'ancienne langue, la comparaison avec les dialectes modernes. C'est le premier mérite de M. Gossen d'avoir appliqué ce principe à un vaste domaine. Mais son ouvrage en révèle un autre, beaucoup plus original celui-là: il établit, sur de fermes bases, une géographie linguistique médiévale de la Picardie.

Après une introduction, où il définit la notion de dialecte picard et donne la liste des matériaux exploités, l'auteur étudie, dans un premier grand chapitre, la constance de la langue de chancellerie à Douai. Le chapitre suivant, partie centrale du livre (p. 54–140), explore géographiquement la région linguistique picarde et détermine ses frontières extérieures et ses limites intérieures. La suite apporte des compléments: un relevé des caractères dialectaux peu

propices à l'examen géographique; une vue d'ensemble, sous forme de tableaux synthétiques; la bibliographie.

L'introduction et le chapitre relatif à Douai renferment maintes observations intéressantes: généralités sur le déclin du latin et l'adoption de la langue vulgaire comme langue de chancellerie; remarques particulières sur la langue écrite à Douai. On saura gré à M. G. d'avoir fouillé les chartes latines de Douai pour y rechercher «s'il y existe déjà une graphie spécifiquement picarde des mots reproduits dans leur forme vulgaire», c'est-à-dire des noms de lieux et de personnes (p. 19). Voici sa conclusion: «Déjà pendant la période où la langue des chartes était exclusivement le latin, il y avait une orthographe provinciale traditionnelle du dialecte picard» (p. 20). M. G. affirme qu' «au cours du 13e s., il se forma dans les diverses chancelleries picardes une tradition linguistique et graphique solide, que l'on doit naturellement considérer comme parallèle à l'ascension du picard littéraire» (p. 21); il déclare en outre que, malgré les nombreuses différences locales et personnelles, toutes les régions du domaine picard finissent par s'agglomérer, vers 1300, en un véritable bloc (p. 23). A Douai, chose à noter, la langue se picardise de plus en plus avec le temps; toutefois, la morphologie y possède une grande constance (p. 24).

Comment est conçue l'étude géographique? — En cette matière, quand il s'agit du moyen âge, la difficulté consiste à déceler, parmi les formes diverses rencontrées au même endroit, celle qui peut être qualifiée de locale. A cette fin, M. G. utilise une méthode statistique d'une précision mathématique et d'une sûre efficacité.

Dans cette vaste région picarde, qui se répartit dans les deux «provinces ecclésiastiques» de Cambrai et de Reims, M. G. étudie la langue écrite de 23 points (dont Tournai et Mons, en Belgique). Il a dépouillé pour cela 1228 chartes, originales le plus souvent et du 13e s. pour la plupart, celles du 14e lui servant surtout de matériel de comparaison. De plus, il a consulté, comme de «précieux moyens auxiliaires», les ouvrages qu'il a pu trouver sur les patois picards modernes. Les formes locales anciennes indispensables à son essai géographique, ce sont évidemment les chartes qui les lui ont fournies. Aussi a-t-il dû consacrer à ces documents une analyse minutieuse, qu'il décompose lui-même en quatre phases (p. 11):

1° Pour chaque charte, inscription sur fiche des traits linguistiques et des exemples;

2° établissement de la statistique de fréquence de ces traits sur un formulaire spécial;

3° pour un point donné, synthèse des formulaires ainsi remplis;

4° étude comparative des statistiques établies d'après le 3°, pour les divers points du domaine et pour chaque trait linguistique.

Ces statistiques permettent, à leur tour, de dresser pour chaque trait linguistique des cartes où des signes particuliers indiquent, pour chaque point, le degré de fréquence du phénomène étudié.

De la sorte, ce n'est pas une forme unique que donnent, pour chaque endroit, les cartes de M. G., mais l'usage proportionnel d'une forme. Elles figurent donc la réalité avec un sens du «relatif» qui manque d'ordinaire aux cartes modernes.

Comment se comportent, dans le domaine choisi, les caractères admis comme picards? A cette question, leit-motiv de tout son travail, M. G. répond avec netteté. Il trace les frontières extérieures de la Picardie. Il précise surtout la limite interne qui partage la Picardie en deux zones, correspondant respectivement aux deux régions ecclésiastiques de Reims et de Cambrai; c'est là une acquisition décisive, car un faisceau serré de limites établit la démarcation sur la carte synthétique de la page 140a.

Cette frontière intérieure s'impose peu à peu au cours du travail. Dès le début, l'auteur observe que la tradition latine devait être moins forte à Cambrai qu'à Reims (p. 18); dans la suite, à diverses reprises, les deux régions apparaissent comme deux domaines «graphiques» différents (p. 58, 99, etc.); enfin, par la comparaison avec l'*ALF*, on constate que d'importantes limites se sont maintenues jusqu'à nos jours, ce qui ouvre de belles perspectives historiques (p. 67, 102...).

Ces aperçus donnent une idée du livre de M. G. Sans en épuiser la richesse, ils en font toucher l'intérêt et la nouveauté. Original et méthodique à la fois, l'ouvrage influencera les études médiévales. Pour ma part, je ne doute pas qu'il ne soit accueilli, en Wallonie particulièrement, avec une vive sympathie. Ces dernières années, en s'appuyant principalement sur la langue écrite de Wallonie, des médiévistes et des dialectologues ont posé ou reposé clairement divers problèmes et en ont présenté des solutions plus ou moins provisoires. Comment, en tenant compte de ces solutions et de ces problèmes, le dialectologue wallon réagit-il à la lecture du livre de M. G.?

La principale question soulevée concerne la constitution même de la langue écrite. Les recherches ont montré qu'il s'agissait, en Wallonie, d'une sorte de français régional, absolument distinct du patois. Je pense que M. G. se fait de la langue écrite en Picardie une conception analogue. Il ne croit plus, comme G. Raynaud, que les chartes «offrent la langue vulgaire dans toute sa vérité» (p. 3). Il ne confond pas langue écrite et patois; mais, comme on va le voir, ses expressions demeurent parfois équivoques. «Datées et localisées avec précision, les chartes nous permettent», écrit-il, «de nous faire une idée claire, au moins d'une façon approximative, de la langue d'un endroit donné à une époque donnée» (p. 4). Ceci veut-il dire

que les chartes laissent transparaître les patois locaux?... L'auteur affirme plus loin que «les chartes nous donnent seulement une coupe de la langue familière (Umgangssprache) usitée en Picardie au moyen âge, c'est-à-dire la langue de chancellerie, savante, pédante et formaliste, comme toutes les langues de chancellerie» (p. 24). Mais que faut-il entendre par le mot «coupe» (Ausschnitt)?...

Sur la constitution même de la langue écrite, sur sa nature intime, M. G. ne se prononce guère. Comment s'y est-on pris pour élever le parler régional au rang de langue écrite? Quels étaient les rapports exacts entre le franco-picard écrit et les patois? Si, comme le dit M. G., «mainte expression populaire, mainte forme dialectale, trop vulgaires», n'ont pas été admises dans la langue écrite, n'y a-t-il pas moyen d'établir une sorte de liste de traits rejetés? Quelles étaient, dans les premières chartes, les parts respectives du francien et du picard?... Autant de questions, autant d'énigmes. Certes, on ne pouvait attendre leur solution d'un travail qui se proposait d'abord tout autre chose; mais il convient de rappeler qu'elles ne sont pas résolues.

La distinction entre langue écrite et patois était fondamentale dans un ouvrage consacré à des phénomènes avant tout graphiques. De ce caractère graphique, M. G. se fait une claire idée. Il relève, p. 120, le cas symptomatique des graphies *ieu* et *iu*, dont la répartition ne correspond pas aux aires dialectales modernes. A propos de la coexistence de *nostre* et de *no*, il observe, p. 128, que cette irrégularité doit être attribuée à la «langue de chancellerie», non pas à la «langue parlée» (= patois picard?). Cette simple observation marque un progrès dans les conceptions relatives à l'ancienne langue écrite.

Quoiqu'elle souligne la complexité des faits, la distinction dont je viens de parler est de nature à éclairer les explications, à dissiper des embarras. Si l'on reconnaît la présence, à côté du patois, d'une langue écrite, formaliste, variable avec les régions, et si l'on admet que les diverses traditions graphiques régionales se sont influencées l'une l'autre, tout en subissant elles-mêmes l'influence du patois, accordera-t-on encore une valeur phonétique aux multiples variantes des mots? Du moins ne le fera-t-on qu'avec une grande prudence. Dans de pareilles conditions, la concurrence de deux graphies, par exemple, l'une avec *-t*, l'autre sans *-t* (pour *-ut*, p. 99), n'indique pas nécessairement un stade transitoire, «eine Schwundstufe»: le *t* peut ne pas s'écrire, parce qu'il n'existait plus dans le langage parlé; il s'écrit parfois, en vertu peut-être d'une tradition graphique archaïsante. De même, l'hésitation entre *ieu* et *iu* pour le mot *Dieu* (p. 123) ne signifie pas nécessairement que les scribes étaient embarrassés par un phonème difficile à saisir.

De toutes les énigmes que pose la langue écrite, celle de sa prononciation est, d'ailleurs, la plus troublante. A tel point que l'interprétation des graphies se poursuit sous la menace d'erreurs toujours faciles. Il me paraît hasardeux, par exemple, de voir dans une forme *jehains*, p. 79, un «sekundärer Lautwandel». Ce mot s'est-il jamais prononcé comme *main*, même si *sans* s'écrit concurremment *sens* et *sains*? Dans cette forme anormale issue de SINE, l'on peut reconnaître le fr. *sans* '*sã*' affublé d'un *i* parasite, aussi bien qu'une notation équivalant à *sens*.

Malgré leur caractère général, ces remarques ne touchent pas le fond de l'ouvrage. Celles qu'il me reste à présenter ne concernent que de menus détails.

P. 27, 5. La formule «*oi*, *ei* devant *ss*, *s* > *i*» convient-elle bien à un mot comme *pisson*? Le picard, qui doit dire aujourd'hui *pichon*, a-t-il jamais prononcé *poisson*? — P. 35. M. G. croit que la deuxième palatalisation picarde (*ki* 'qui' > *ći*) explique des formes tournaisiennes du type *chouronnes*; mais la palatalisation dont il s'agit remonte-t-elle si haut? Je suis porté à croire que non et à considérer beaucoup de variantes en *ch* et en *k*, en *g* et en *gh*, etc., comme le résultat du jeu bien connu des équivalences graphiques. — P. 36. Pour expliquer les *chapele*, *marchans*, etc., de Douai, l'influence wallonne me paraît beaucoup plus problématique que l'influence francienne. — P. 47. L'absence de l'*e* prosthétique dans *Stevenes*, *Sprit*, etc., n'est-elle pas un latinisme plutôt qu'un wallonnisme? Ce pourrait être aussi un picardisme; le rouchi, p. ex., ne met d'*e* prosthétique que dans certains cas; v. A. Grignard, *Ouest-wallon*, § 36. — P. 50. L'influence francienne qui substitue *yceulx*, *eulx* au pic. *chiaus*, *iaus*, est-elle réellement d'ordre morphologique? — P. 72. L'auteur examine avec soin les correspondants du fr. *-able*; mais il parle peu des correspondants de *-ible*. La comparaison avec le liégeois, qui dit *-âve* et *-ûle* (*amistâve*, *sièrvûle*), lui eût ouvert des perspectives nouvelles. — P. 76. Il y a assimilation dans *verrai* pour *venrai*; mais, dans *maurre* < *molre* 'moudre', l'*l* s'est vocalisé. — P. 102. -OL- > *-ó-* n'est pas un trait spécifiquement «zentralpikardisch», car il existe aussi en wallon (*côper*, *sôder*, etc.). — P. 141–7. En donnant ici en complément 17 traits de signification tertiaire, l'auteur fait de son livre un répertoire des caractères phonétiques et morphologiques du dialecte picard. Je me demande cependant si la mise sur carte de certains de ces traits complémentaires, de ceux, par exemple, qui sont connus en pays wallon et pour lesquels la limite traverserait la Picardie, n'atténuerait pas quelque peu l'impression que cette province dialectale forme un bloc. — P. 166–170. La bibliographie est très copieuse. Il faudrait pourtant y ajouter, pour ce qui concerne la Belgique romane,

l'étude d'A. Bayot sur Jacques de Henricourt (dans le tome III des Oeuvres de cet auteur, éditées par l'Acad. roy. de Belgique); les travaux postérieurs au grand article de J. Feller, *Français et dialectes chez les auteurs belges du moyen âge*; l'édition du *Médicinaire liégeois du 13e s.* de J. Haust; divers glossaires de ce même auteur; etc. (Pour les références précises, voir la chronique annuelle de *Philologie wallonne* publiée par J. Haust dans le *BCTD.*)

Ces remarques diverses ne diminuent en rien la valeur de l'ouvrage, pas plus qu'elles n'en restreignent la portée. En appliquant les méthodes géographiques aux recherches sur l'ancien français, M. G. rend à celles-ci un service appréciable. Son travail prudent et méthodique n'est pas seulement une expérience intéressante et profitable; c'est un modèle. Il faut souhaiter que des philologues aussi patients, aussi bien armés que M. G., en entreprennent de semblables pour d'autres régions du domaine français.

Seraing (Belgique) *Louis Remacle.*

★